

## Kinder

## Jugendliche

## Erwachsene

## Adams Ende

Wir werden das Kind schon schaukeln: Neben dem Studium eine schwierige Aufgabe. **10**

Wer in jungen Jahren auf der Flucht ist, hat es schwer. Eine Reportage. **14**

Andere Probleme als das Gewicht. Die ARGE Dicke Weiber im Interview. **22**

Teenie-Star Robert Stadlober wird mit uns älter und will nie zufrieden sein. **29**

# Über das Leben der Ruth Klüger

Die Schriftstellerin im Gespräch

P.b.b. | Erscheinungsort Wien | Verlagspostamt 1040 | GZ02Z031545M | EURO,73





# Damit im Kopf Platz fürs Wesentliche bleibt!



Anmeldung unter:



<http://www.oeh.ac.at/erinnerungsservice>

Bei wichtigen Fristen oder Terminen deines Studiums wirst du von uns per SMS oder E-Mail erinnert.



**WTF?! - BALL 2013**  
**FÜR EINEN ANTISEXISTISCHEN UND ANTI-RASISTISCHEN NORMALZUSTAND!**  
**25. JAN 2013**  
**CLUB OST**

RECLAIM THE STREETS  
 SMASH SEXISM  
 GIVE US MORE BASS  
 DESTROY ANTISEMITISM  
 LET'S SMASH RACISM  
 SHITZUIT  
 A.G. TRIO  
 AKA TELL  
 CLASS 0  
 KOE  
 LEGENSTEIN  
 MISS SHINA  
 SHITZUIT

**TUBBE**  
 BILLIE JEAN  
 ENDI  
 KRANKYPANKY  
 MISS KATINKA  
 OBJET A

Tickets: 11,00 €  
 ab 19:00 Uhr + 1,- €  
 www.wtfball.at  
 www.oeh.ac.at

www.wtfball.at  
 www.oeh.ac.at



## Cover

Im November wurde *Das Weiterleben der Ruth Klüger* in Linz präsentiert. Zu diesem Anlass traf sich **progress**-Redakteurin Vanessa Gaigg mit der Schriftstellerin, die in jungen Jahren die KZs Theresienstadt, Auschwitz und Christianstadt überlebte. Ein sehr persönliches Gespräch über Erinnerung und Weiterleben, Täter und Opfer sowie Freiheit und Vertrauen.

## Bildung

**08 DER TRAUM IST AUS.** Vor drei Jahren ist Österreichs größte Studierendenbewegung gestorben. Vorerst. Ein persönliches Resümee über #unibrennt.

**10 MAMA UND PAPA STUDIEREN NOCH.** Während dem Studium Kinder zu kriegen, bedeutet meistens eine Mehrfachbelastung – besonders für Frauen. Einigen gelingt es trotzdem.

**12 WIE FÄHRST DU?** Mobilität ist teuer. Viele Studierende entwickeln deshalb Alternativen.

## Politik

**14 MINDERJÄHRIG, ALLEIN UND AUF DER FLUCHT.** Die Situation von AsylweberInnen in Österreich ist unerträglich. Besonders Minderjährige müssen unter den Bedingungen leiden.

**16 IBERIEN IGELT SICH EIN.** Ein Lokalausweis aus dem krisengebeutelten Spanien zeigt: Rassismus steigt in Krisenzeiten an.

**17 WER ZAHLT, SCHAFFT AN.** Laut aktuellen Umfragen kratzt Stronach bei der Nationalratswahl 2013 an der Zehn-Prozent-Marke. Wird er mit seinem aufgebauten Opfermythos erfolgreich sein?

**18 SHORT BITES.** Schnellinfos abseits des Mainstreams.

## Dossier

Stop hating your body. Schönheitsideale können uns zum Hungern, Erbrechen und Verzweifeln bringen. Depressionen, Körperbildstörungen und Esssucht sind neben Magersucht und Bulimie einige ihrer psychischen und körperlichen Folgen. Im Dossier gehen wir dem Thema auf unterschiedlichen Ebenen und in unterschiedlichen Altersstufen nach. Es zeigt sich, egal ob jung oder alt: Unerreichbarkeit ist das Markenzeichen der Schönheitsideale, ständige Präsenz ihre Besonderheit.

**20 WIR SPÜREN UNS NICHT.** Essstörungen sind oft für soziale Isolierung verantwortlich. Eine kurze Übersicht.

**21 SCHÖN IST ES.** Reicht es, die gängigen Schönheitsideale zu kritisieren? Simon Sailer plädiert dafür, Schönheit genauer und bedeutungsvoller zu fassen.

**22 SICH SELBST LIEBEN LERNEN.** Warum Gesundheit nichts mit Körpergewicht zu tun hat und das Normalgewicht eine Erfindung ist, erklärt die *ARGE Dicke Weiber* im Gespräch mit Martina Madner.

**24 SCHÖN, SCHÖNER, LILLIFEE.** Rollenbilder und damit verbundene Schönheitsideale bekommen wir zwar nicht durch die Nabelschnur transportiert, aber lernen sie bereits im Kindergarten. Zu Besuch im Wiener Bildungskindergarten *Fun&Care*.

**26 SCHNURRBÄRTIGE HIPSTER.** Unvorstellbar enge Hosen, unnütze Brillen und flaumige Schnauzer: Der Hipster ist ein männliches Gebilde.

## Feuilleton

**28 NACKTE MÄNNER.** Im Wiener Leopold Museum kann man eine Ausstellung über nackte Männer besuchen, die von der Bevölkerung mitunter kritisch beäugt wird. Eine Ausstellungsrezension.

**29 WER ZUFRIEDEN IST, IST TOT.** *Crazy, Sommersturm, Engel und Joe:* Robert Stadlober war schon in vielen Teenie-Träumen zu Gast. Jetzt ist er älter geworden, aber noch immer jung genug, um mit dem Nachwuchsregisseur Richard Wilhelmer einen neuen Film zu drehen: *Adams Ende* ist ein guter Anfang.

**30 SPIN THE RECORD!** Auflegen ist nicht nur für Jungs. Und schon gar nicht nur für Laptop-Nerds. Back to the roots mit Turntablism!

**32 „ZWISCHEN HUMOR UND HÄRTE LIEGT DIE WAHRHEIT.“** Sarah Diel hat ein Buch über israelisch-deutsche Identitäten geschrieben und sollte schnell in die Schullektüre aufgenommen werden. Und auf Geschenkwunschlisten.

**34 OB-SORGE.** Elfriede Hammerl räumt mit Mythen und Propaganda der Väterrechtler auf: Warum Ob-sorge nichts mit Sonntagnachmittagsbesuchen zu tun hat.

# Editorial

## Liebe Leserin, lieber Leser!

In unserem aktuellen Dossier versuchen wir diesmal, Schönheitsidealen und ihren Auswirkungen auf den Grund zu gehen. Dafür besuchte Martina Madner die *ARGE Dicke Weiber* und Julia Prummer und Verena Ehrnberger schauten bei einem Wiener Kindergarten vorbei, der versucht, Rollenbilder in frühem Alter zu verhindern oder aufzubrechen. Im Feuilleton erklärt uns der Schauspieler Robert Stadlober, mit welcher Einstellung es sich lohnt, durchs Leben zu gehen. Ebenfalls ein Tipp aus der Redaktion: Die Reportage von Elisabeth Mittendorfer, die über die erschütternde Situation von unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen in Wien berichtet. Auf unseren Cover-Seiten könnt ihr das Gespräch mit Ruth Klüger nachlesen, von dem **progress**-Redakteurin Vanessa Gaigg ganz ergriffen von Linz nach Wien zurückgekehrt ist. Und auf den Bildungsseiten ziehen wir ein Resümee – drei Jahre nach #unibrennt.

Die Ausgabe ist also prall gefüllt – aber nun sind wir euch allen und insbesondere Robert Rosner noch eine Entschuldigung schuldig: Wir bedauern zutiefst, dass sich in die Überschriften der letzten Covergeschichte über Österreichs Hochschulen im Nationalsozialismus eine nicht wohl überdachte, und stigmatisierend interpretierbare, falsche Text-Bild-Schere eingeschlichen hat. Wir entschuldigen uns dafür aufrichtig auf Seite 35 – dort könnt ihr auch einen von Robert Rosner selbst verfassten Text lesen, in dem er seine Kritik über die Aufmachung des Artikels darlegt.

Wir lernen dazu.

Viel **progress** euch in den Feiertagen,

eure Redaktion

## Impressum

**progress**

Magazin der Österreichischen HochschülerInnenschaft

**Ausgabe 06/2012**

Erscheinungsmonat: Dezember

**Medieninhaberin:** Österreichische HochschülerInnenschaft,  
Taubstummengasse 7–9, 1040 Wien

**Chefinnenredaktion:** Flora Eder, Vanessa Gaigg

**AutorInnen dieser Ausgabe:** Paul Aigner, Rudolf Bede, Marlene Brüggemann, Verena Ehrnberger, Elisabeth Falkensteiner, Ferdinand Ferolli, Elisabeth Gamperl, Judith Götz, Kati Hellwagner, Elfriede Hammerl, Oona Kroisleitner, Philipp Lindner, Martina Madner, Jan Marot, Elisabeth Mittendorfer, Julia Prummer, Robert Rosner, Simon Sailer

**Cover:** Johanna Rauch

**Dossier:** Alexander Gotter, Linnéa Jänen

**Seite 7, 11, 27:** Anna Schmitzberger

**Layout:** T. Jenni, J. Kolda

**Grundlayout:** R. Radschopf, E. Riedmann

# DIE KUNSTSTÜCKE DES LEBENS

**Ruth Klüger über ihre Beziehung zu Österreich, Vertrauen und Eitelkeit.**

Zur Linzer Premiere ihres Films kommt Ruth Klüger mit dem ICE von ihrem Zweitwohnsitz in Göttingen angereist, auf ihrem *Kindle* hat sie eine ganze Bibliothek gespeichert und kurz vor dem Treffen über die Situation der Frauen in Ägypten gelesen. Auf die Frage, ob sie das Interview autorisieren möchte, winkt sie ab: „Schicken Sie mir einfach das pdf – nicht die Printausgabe. Bücher sterben sowieso aus.“ Dass *progress*-Redakteurin Vanessa Gaigg das nicht so sieht, findet sie konservativ.

**progress:** Am Anfang Ihres Filmes *Das Weiterleben der Ruth Klüger* steht das Zitat „Wiens Wunde, die ich bin, und meine Wunde, die Wien ist, sind unheilbar“ – wie fühlt sich das jetzt für Sie an, nach Österreich, nach Linz, zu kommen?

**Klüger:** Ich komm’ ganz gern her und rede mit Leuten wie Ihnen. Sie sind ja nicht mal mehr meine Kindergeneration, vielleicht meine Enkelgeneration. Linz kenne ich nicht so gut, abgesehen davon, dass es diese entsetzliche Euthanasieanstalt hier gab, die ich des Langen und Breiten besucht habe.

Sie meinen Hartheim?

Ja, dieses schöne Schloss, wo die ersten Gaskammern waren. Der Rest von Österreich ist mir

überhaupt fremd, ich konnte den Dialekt auch nicht verstehen im Zug. Ich komm’ eigentlich aus Wien, ich komm nicht in dem Sinn aus Österreich.

Wie hat sich die Beziehung zu Wien verändert über die Jahre?

Das hat sich insofern verändert, als ich da jetzt Freunde habe. Das ist eine Gruppe von Frauen – es sind vor allem Frauen – die sich um die Zeitschrift *AUF* gebildet hat, die ja leider eingegangen ist. Aber wenn ich in Wien bin, gehe ich über gewisse Plätze und durch gewisse Straßen und man wird erinnert, dass man hier mit dem Judenstern herumgelaufen ist und ganz unsicher war, nicht hergehört hat. Das geht nicht weg.

Im Film sieht man auch, wie Sie Ihre alte Wohnung besichtigen.

Ja, weil mein Sohn darauf bestanden hat. Aber wir konnten nicht rein, Gott sei Dank.

Der Kontrast, der Sie vor allem interessiert, ist der zwischen Opfer und Freiheit und nicht der zwischen Opfer und Täter. Wann haben Sie zum ersten Mal in Ihrem Leben das Gefühl erreicht, frei zu sein? Zum ersten Mal in meinem Leben ... Das war, als

wir weggelaufen sind, von diesem Todesmarsch nach Bergen-Belsen. Das war ein großes Gefühl von Freiheit. Man beherrscht dann eine Situation, nicht nur in der Wirklichkeit, sondern auch geistig – dass man sich über die Dinge erheben kann. So, dass man nicht gebunden ist an die Täter.

Ist es wichtig, sich nicht als Opfer fühlen zu müssen?

Naja, das Opfer wird bemitleidet und als minderwertig angesehen. Und das will man natürlich nicht sein. Aber wenn Opfer einfach bedeutet, dass einem was angetan wurde, dann kommt man nicht hinweg über diesen Begriff. Aber: Man ist noch was anderes. Man ist vor allem was anderes. Ich sag ja: Ich stamm’ nicht aus Auschwitz, ich stamm’ aus Wien. Wien bedeutet mir etwas, aus Wien hab ich was gemacht. Wien ist ein Teil meiner Eigenständigkeit. Aber Auschwitz nicht. Das ist der Opferteil. Und den lehn ich ab, als mir nicht zugehörig.

Als Sie und Ihre Mutter nach Amerika emigriert sind, da gab es keine Anlaufstelle oder Möglichkeit, das Erlebte mit Hilfe zu verarbeiten.

Ja, das war eine schwere Zeit. Ich hatte das weggeschoben, was in Europa passiert ist. Und wollte einfach nur weiter, neu anfangen. Es ist alles auf

mich zugekommen, Erinnerungen, Schuldgefühle, außerdem hab ich mich mit meiner Mutter nicht gut verstanden.

Ihre Mutter hat ja bis zu ihrem Tod Angst gehabt, wenn sie amerikanische PolizistInnen sah, weil sie glaubte, dass sie sie deportieren.

Sie ist paranoid geblieben bis zum Tod, aber hat ganz gut damit gelebt. Das weiß man auch oft nicht, dass die Leute, die so halb verrückt sind, ganz gut auskommen mit ihrer Verrücktheit. Meine Mutter hat New York gehasst.

Sie haben bereits als Kind Gedichte auswendig gelernt ...

Und verfasst!

... wie kam der Zugang zur Literatur so früh, wurde der familiär gefördert?

Das hat dazugehört. Ich hab angefangen mit Kinder- versen. Wissen Sie, in so einem mittelständischen jüdischen Haushalt waren die Bücher einfach da.

Können Sie sich noch an Kinderbücher erinnern, die Sie gelesen haben?

Ja klar, *Biene Maja* und *Bambi* und *Hatschi Bratschi* – wie hieß das nur?

Luftballon?

Ja siehst du wohl – da fliegt er schon! Das war ein Nazi, der das geschrieben hat. Das hab' ich vor einigen Jahren herausgefunden, sehr zu meinem Betrübnis. Das war so ein lustiges Buch, der konnte das. Und dann hab ich immer klassische Gedichte oder Antologien von klassischen Gedichten gelesen. Wörter zu lernen, die man nicht versteht, das hat mich überhaupt nicht gestört. So wie man ja auch Unsinnwörter als Kind ganz gern hat.

Warum glauben Sie, dass die Kindheit so eine große Bedeutung hat?

Naja, weil ich eine Freudianerin bin. Das hat Freud entdeckt, und vorher hat man es nicht so richtig gewusst. Das ist die Wurzel von allem, man kommt nicht darüber hinweg. Freud hat gedacht, bis zum Alter von sechs, aber das geht noch weiter. Ich glaub', da hat er die Grenze zu eng gezogen. Man hat ja früher gedacht, alles was vorgeht, bevor man so ein richtiges Verständnis hat, ist unwichtig.

Sie beschreiben Ihre unterschiedlichen Wohnorte zwar oft als vertraut, so auch ihren Zweitwohnsitz in Göttingen, aber trotzdem schreiben Sie in „unterwegs verloren“, dass man sich nirgendwo ganz wohlfühlen sollte. Wieso?

Schreib ich das?

Ja, ich habe es so interpretiert, dass man nie allen Menschen völlig vertrauen sollte, egal, wie wohl man sich fühlt.

Einerseits muss man vertrauen, wenn man überhaupt nicht vertraut, dann ist man verrückt. Das war das Problem meiner Mutter, sie hat nicht genug Vertrauen gehabt. Ich will das nicht überkandideln, aber wenn man einem Menschen gegenüber steht, musst du ihm glauben, außer, du hast einen Grund

dazu, es nicht zu tun. Alles andere ist abwegig. Das steckt auch dahinter, wenn Kant so absolut gegen die Lüge ist. Das ist das Verbrechen schlechthin. Weil die Gesellschaft nur zusammenhält, wenn man einander vertraut. Und andererseits besteht eben die Notwendigkeit, Zweifel zu hegen und zu hinterfragen. Und das auszubalancieren ist eines der großen Kunststücke des Lebens.

Für jede Person?

Für jede Person! Aber wenn man zu einer Minderheit gehört, die verfolgt wurde, dann steckt natürlich ein Misstrauen in einem, zu Recht.

Sehen Sie Feminismus immer noch als Notwendigkeit an?

Ja sicher, das ist ganz klar. Die meisten Studierenden der Geisteswissenschaften sind Frauen und die Professoren sind Männer. Bei der Belletristik ist das haaresträubend: Die meisten Leser sind Leserinnen, die meisten Rezensenten – jedenfalls für wichtige Bücher – und Herausgeber von Zeitschriften sind natürlich Männer. Aber das weltweite Problem ist weibliche Versklavung. Damit meine ich diese Massen von Mädchen, Kindern, aber auch erwachsenen Frauen, die Sklavenarbeit verrichten müssen oder sexuell missbraucht werden. Das ist ein Problem, das in diesem Ausmaß früher nicht bestanden hat. Das geht uns was an. Und ich meine eben, dass jede Missachtung von Frauen, jeder sexistische Witz und jede Form von Missachtung schon die Wurzel und die Grundlage bildet für die massivere Ausbeutung von Frauen auf anderen Gebieten. Und darum ist es wichtig, dass man auch Sprache kontrolliert. Ich bin immer schon für political correctness. Das bedeutet ja eigentlich nur, dass man die Leute nicht beleidigt.

In Österreich ist political correctness ganz verpönt.

Ja ich weiß, aber verpönt sein sollte die political incorrectness.

Sie haben im Film angesprochen, dass sie mit dem sozialistischen Bewusstsein aufgewachsen sind, dass Schönheit bei einer Frau keine große Rolle spielen sollte. Welche Rolle spielt das jetzt mit 81?

(lacht) Dass ich meinen Lippenstift nicht finden kann und ihn auch nie verwende. Ja, mit 81 spielt das natürlich keine Rolle mehr. Warum sollte man sich schön machen wollen mit 81?

Warum vorher?

Auch nicht besonders. Das hat bei mir nie so eine Rolle gespielt, so dass ich meistens als verschlampt galt. Oder unrichtig angezogen. Ich frag' lieber meine Freundinnen, was man sich anziehen soll. Das hat sicher auch was mit diesem frühen sozialistischen Bewusstsein zu tun, dass von den Menschen ausging, die ich auch im Lager, besonders in Theresienstadt, gekannt hab. Das waren Sozialisten und Zionisten. Dieses Jagen nach Schönheitsidealen ist etwas Bürgerliches, das abgeschafft werden soll, weil es sich nicht lohnt.

Das heißt, Sie haben ein sozialistisches Umfeld gehabt?

Ja, wenn Sie so wollen, hab ich dort irgendwie eine

Grundlage für ein politisches Denken aufgegabelt, die weitergewirkt hat. Aber das war schwer zu sagen, weil wir sind nach Amerika gekommen und der Umkreis dort war liberal-demokratisch und jüdische Emigranten waren doch alle Roosevelt-Bewunderer.

Was stört Sie eigentlich an „Nie wieder Krieg, nie wieder Faschismus“?

Weil's wieder geschehen ist. Man sagt „Nie wieder“ und dann schauen Sie sich mal all die Massaker an, die inzwischen passiert sind. Es ist absurd zu sagen,

*Fortsetzung auf der nächsten Seite*



## Das Weiterleben der Ruth Klüger

In Wien geboren, wurde Ruth Klüger mit elf Jahren gemeinsam mit ihrer Mutter in das KZ Theresienstadt deportiert, anschließend nach Auschwitz und Christianstadt. Ihre Liebe zur Literatur ließ sie einen klaren Verstand bewahren und viel Glück ihr Leben. Nach ihrer Emigration in die USA studierte sie Germanistik und Bibliothekswissenschaften, promovierte und veröffentlichte zahlreiche Bestseller. Jetzt lebt Klüger in Kalifornien. *Das Weiterleben der Ruth Klüger* ist ein Filmportrait über einen Menschen, „der die Frauen fasziniert“, wie eine Freundin Klügers im Film festhält und damit stellvertretend für viele spricht. Die Regisseurin Renata Schmidtkunz, mittlerweile mit Klüger befreundet, hat die Schriftstellerin zu den vier wesentlichen Orten ihres Lebens begleitet: Kalifornien, Göttingen, Wien und Israel. Man lernt im Film ihre beiden Söhne kennen, zu denen sie ihre Beziehung als schwierig beschreibt. Aber sie sind das einzige, was Klüger an ihrer Ehe nicht bereut. Selten sieht man Unnahbarkeit und Herzlichkeit so sehr in einer Person vereint wie bei Ruth Klüger. Die Gedanken der Feministin sind nüchtern, präzise, unversöhnlich und ehrlich: Nicht nur anderen, sondern auch sich selbst gegenüber. (vg)



es soll nicht wieder passieren. Und das andere ist, dass das Gedenken abschrecken soll von Wiederholungen. Aber das kann auch das Gegenteil sein, nämlich dass die Erinnerung an das, was geschehen ist, auch die Neonazis inspiriert. Die sagen: Diese SS-Leute waren doch fesch! Sie schauen mich entsetzt an, das ist aber schon passiert. Der Leiter der Buchenwald-Gedenkstätte hat mir mal gesagt, dass die Neonazis nach Buchenwald gekommen sind, um ihre Versammlungen dort zu haben. Und man konnte sie nicht rausschmeißen, denn man kann ja nicht die Öffentlichkeit aussperren. Das war zumindest kurze Zeit lang ein Problem.

Das heißt, man muss der Gedenkkultur kritisch gegenüberstehen?

Mir geht das Getue an den Gedenkstätten ein bisschen auf die Nerven. Ich sehe die Heroisierung der Opfer, der Helden und Märtyrer irgendwie als falsch und verlogen an. Ich habe schon Leute empört, wenn ich sowas gesagt habe. Ein KZ war ein Saustall, eine Jauche. Das ist weder heroisch noch märtyrer-artig. Und das will man nicht hören, aber so ist meine Erinnerung.

Sie finden ja auch die Glorifizierung des Widerstands oft verlogen.

Über den Widerstand ist einiges zu sagen. Dort, wo Widerständler die Oberhand hatten, zum Beispiel in Buchenwald, hatten sie oft Gelegenheit, die Listen zu verändern, die in Vernichtungslager geschickt wurden. Und da haben sie natürlich ihre eigenen Leute geschützt und lieber Juden geschickt. Außerdem ist es ihnen überall besser gegangen, außer natürlich, wenn sie erschossen oder zu Tode gequält wurden. Aber wenn man sich Filme ansieht von der Befreiung von gewissen Konzentrationslagern, einschließlich Buchenwald, natürlich waren da alle Häftlinge verhungert, aber die Juden waren wirklich am Rande des Todes. Das andere, das ideelle daran ist, dass die Vehmlichkeit des Widerstands dazu führt, dass das Ausmaß des Widerstands übertrieben wird.

Es ist also auch gefährlich, wenn man sich dann im Nachhinein Schuld abladen kann, indem man daran glaubt, dass es genug oder viel Widerstand gab.

Ja. Dachau war das erste Lager, das erste KZ in Deutschland, und da war eine ganze Reihe von Politischen, aber später auch eine ganze Menge Juden. Und die werden irgendwie beiseite geschoben. Bei einem Treffen des Vorstands (*Anm.: der Gedenkstätte Dachau*) wurde darüber gesprochen, dass man sich hüten muss vor der „Auschwitzisierung“ von Dachau. Also bitte dieses Wort „Auschwitzisierung“, das heißt, dass Dachau als jüdisches Lager betrachtet wird. Was sind das für Konflikte, die da aufkommen? Von wegen: Wer waren die ärgeren Opfer oder die bewundernswerteren Opfer? Das Ganze ist ja eine Frage, wie so was zustande kommen kann und konnte, und was das über uns als Menschen aussagt, dass es geschehen ist.

Wie fühlt sich das an, wenn Zivildienstler für die Instandhaltung der ehemaligen KZs verantwortlich sind?

Ich hab jetzt nichts mehr mit ihnen zu tun. Früher hab ich mit verschiedenen gesprochen, die das wahnsinnig ernst genommen haben. Aber ich konnte es nicht recht ernst nehmen. Aber ich respektiere das, dass sich so viele junge Leute damit



auseinandersetzen wollen. Wenn sie es ernst meinen und darüber nachdenken wollen, wird vielleicht doch eine bessere Welt entstehen.

Viele Leute unserer Generation haben Angst davor, dass es in absehbarer Zeit keine Möglichkeit mehr gibt, mit ZeitzeugInnen zu reden.

Ja ich weiß, das wird fortwährend gesagt. Darum bin ich auf einmal so beliebt geworden, weil niemand weiß – ich bin 81 –, ob ich noch 82 sein werde. Das ist mit uns allen so. Aber ist es wirklich derartig wichtig? Die Vergangenheit wird in das Bewusstsein der nächsten Generation eingearbeitet, und was diese Generation damit macht, ist nicht vorauszusagen. Die Überlebenden der KZs haben weiß Gott genug gesagt und geschrieben. Nicht gleich – nicht in den ersten Jahren, aber danach. Und wenn es darauf ankommt, das Zeugnis derjenigen, die es mitgemacht haben, zu bewahren: Das haben sie. Aber es ist ein Problem, über das man natürlich nicht aufhören sollte, sich den Kopf zu zerbrechen. Das, was mich nach wie vor immer umtreibt, ist, warum gerade in Deutschland und Österreich? Das waren doch Länder, die ganz hoch gebildet waren. Als hätte man nichts gelernt in der Kindheit. Das war nicht Unwissenheit. Das ist übrigens eines der Dinge, die mich stören an diesem beliebten Roman *Der Vorleser* von Bernhard Schlink. Da ist das Problem, dass die Verkörperung des Nazismus durch eine Analphabetin erfolgt. Und Analphabetismus hat es praktisch nicht gegeben in Deutschland. Das heißt, die Implikation ist irgendwie, dass Unwissenheit ein Grund war. Aber das war nicht der Fall. Warum ist Antisemitismus in dieser Mordsucht ausgeartet, gerade in Deutschland? Wenn Sie das herausfinden können, philosophisch oder historisch, das wär' was.

Es gibt ja HistorikerInnen, die behaupten, die Shoah hätte in jedem Land stattfinden können.

Ja, aber sie hat nicht. Das ist der Punkt. Sie hätte können in dem Sinne, dass es überall Antisemitismus gab und zwar oft virulenten, schäumenden Antisemitismus, aber Tatsache ist, dass er nicht ausgeartet ist in Massenmord.

In Israel gibt es viele junge Menschen, die sich die KZ-Nummern von ihren Großeltern eintätowieren

lassen.

Ich hab das gehört, das ist irre. Das ist eine Mode, die ich ablehne.

Die Anschrift der Universität Wien hat ja bis vor kurzem noch Karl Lueger im Namen getragen.

Ich habe mich vor langer Zeit aufgeregt über diese fortwährende Bewunderung für den Lueger. Er hat ja noch immer dieses blöde Denkmal am Karl Lueger Platz, nicht? Zumindest eines weniger!

Im Film gibt es eine Szene, wo Sie mit einem langjährigen Freund, Herbert Lehnert, diskutieren. Der war Wehrmachtssoldat.

Ja, und ein Nazi, sagt er selber.

Wie kann man da befreundet sein?

Er ist es ja schon längst nicht mehr. Der ist durch die amerikanische Re-education völlig bekehrt und kein Faschist. Das ist ein guter Demokrat, aber es steckt eben noch immer irgendwas in ihm – das diese Vergangenheit nicht vertuschen will – aber ein bisschen leichter machen will. Und darüber sprachen wir eben in der Filmszene, wie wir herumgelaufen sind am Strand. Um diese Stelle noch einmal zu rekapitulieren: Er sagt: „Die Nazizeit war nur eine Epoche von zwölf Jahren in einer Geschichte, die 1200 Jahre alt ist.“ Meine Antwort darauf wäre: Wenn ein 40-Jähriger vor Gericht steht und sagt: Ich habe nur einen Nachmittag gebraucht, um meine Familie und die Nachbarn umzubringen, und der Rest meiner vierzig Jahre war ich unschuldig, so ist das eigentlich kein Alibi. Das hängt von der Tat ab und nicht von der Länge. Die Nazizeit ist ein gewaltiger Einschnitt in die deutsche Geschichte und es ist nicht eine Frage, wieviele Jahre sie angedauert hat. Wir haben verschiedene Perspektiven. Aber: Haben Sie nicht schon genug? Ich glaub' ich bestell jetzt diese Grünkernknödel mit rotem Rüben Gemüse.

Das war wirklich meine letzte Frage. Vielen Dank für das Gespräch.

*Das Interview führte Vanessa Gaigg.*



# BILDUNG







# DER TRAUM IST AUS

**Im Dezember 2009 wurde das besetzte Audimax geräumt. Das Ende von #unibrennt wurde damit eingeläutet. Ein ausschnittshaftes Resümee drei Jahre danach von Flora Eder.**

Es war fünf Uhr früh. Auf den Rolltreppen der Station Schottentor wehte ein eisiger Wind gegen ihre Fahrtrichtung hinauf zur Uni Wien. Der Gehsteig wurde von einer zentimeterdicken Eisschicht bedeckt, es war noch finster. Der Tag musste erst in die Gänge kommen. In den frühen Morgenstunden des 21. Dezember 2009, vor drei Jahren also, wurde das Audimax in Wien geräumt. 85 wohnungslose Menschen hatten hier Unterschlupf gefunden. Sie hatten größtenteils keine Österreichische StaatsbürgerInnenschaft und wurden auf die Wiener Straßen gesetzt – bei minus zehn Grad. Sie erhielten ein Wurstsemmel und einen Zettel, der auf englisch und deutsch erklärte, dass sie sich an eine Einrichtung namens „P7“ wenden sollten. Nicht darauf zu lesen war, dass sie alle bereits vom P7 abgelehnt wurden, da sie die falsche StaatsbürgerInnenschaft hatten. „Eine humanitäre Katastrophe. Ich bin sauer – heute Nachmittag hätten wir vierzig Notschlafstellen gemeinsam mit der Caritas für sie organisiert“, kommentierte das Markus Reiter, damaliger Vorsitzender des Dachverbands der Wiener Wohnungslosenhilfe vor der Uni Wien. „Aber jetzt sind die Menschen vertrieben. Drei Tage vor Weihnachten, bei minus zehn Grad.“

Auch jene 15 BesetzerInnen, die im Audimax die Stellung hielten, wurden von der Polizei geweckt und aus dem Audimax getragen. Auf sie wartete eine kleine Truppe an Fernsehteams, die eilig zur Uni kamen, um Interviews aufzuzeichnen. Dass „es“ wohl in den Winterferien passieren würde, dass das Audimax der Uni Wien geräumt würde, war vielen schon davor klar. Dass es ausgerechnet an diesem Tag geschehen würde, nicht. Und so wurde #unibrennt aus dem Schlaf

gerissen, geplatzt war ein Traum, der noch nicht zu Ende geträumt war.

Doch was war er, der Traum von #unibrennt? #Unibrennt drückte die Sehnsucht einer ganzen Studierendengeneration aus. Eine Sehnsucht nach Veränderung; danach, einmal etwas wirklich Wichtiges zu schaffen. Eine Sehnsucht danach, in dieser Gesellschaft endlich eine Rolle zu spielen, Geschichte zu schreiben – etwas Unumkehrbares loszutreten. Einmal „ich war auch dabei“ sagen zu können; eine Art inszeniertes Schauspiel, um später nostalgisch auf eine Zeit zurückblicken zu können, die das sonst wohl nicht verdient hätte. Aber was ist sonst von #unibrennt drei Jahre danach übrig geblieben?

## **ALLER ANFANG IST LEICHT.**

„Ich wusste, dass eine Demo vor dem Wissenschaftsministerium stattfindet. Plötzlich erreichte mich ein Anruf, dass sie zur Uni Wien gezogen sei, und ich sofort ins Audimax kommen müsse, denn es sei besetzt worden“, erinnert sich Ina\* an den 22. Oktober 2009. Ausgegangen war die Demonstration von der Akademie der bildenden Künste, deren Aula bereits zuvor besetzt war. Im Audimax ging daraufhin alles ganz schnell: Plena wurden einberufen, Eintopf gekocht, Arbeitsgruppen gebildet, RednerInnenlisten erstellt, eine Pressekonferenz eilig einberufen, Parties gefeiert, Fotos geschossen, Livestreams und Filme gedreht – kaum eine Wortmeldung wurde nicht dokumentiert. Allein auf der Uni Wien waren es tausende Studierende, die in den ersten Wochen von #unibrennt ins Audimax strömten. Denn ungewiss war, wie lange die Besetzung andauern würde. Viele glaubten nicht daran, dass sie mehr als einige Tage bestehen würde. Doch #unibrennt entwickelte

eine Sogwirkung, die schnell auch die anderen österreichischen Unis mitriss und sich auf andere europäische Unistädte ausweitete. „Die vielen Studierenden, die mit diesem 22. Oktober begonnen haben, sich für ihre Studien- und Lebensbedingungen einzusetzen, waren überwältigend. Und als an den darauffolgenden Tagen die Meldungen kamen, dass auch Unis in anderen Ländern brennen – das war schon ein aufregendes Gefühl“, erinnert sich Ina.

So wurden am 24. Oktober ein Hörsaal in Graz, am 28. Oktober das *Haus für Gesellschaftswissenschaften* am Rudolfskai in Salzburg und am 29. Oktober die Sowi-Aula in Innsbruck besetzt – und das ist nur ein kleiner Auszug der Ereignisse. „Ich stand damals am Anfang meines Studiums und hatte kaum Demo-Erfahrung, ich habe mich einfach auf #unibrennt eingelassen. Dass daraus meine politische ‚Geburtsstunde‘ würde, war mir nicht klar“, erinnert sich Sebastian, der bei #unibrennt in Innsbruck aktiv war.

## **WAS BLIEB VON ALL DEM ENGAGEMENT?**

„In Graz heißt der größte Hörsaal seither nach dem kommunistischen Widerstandskämpfer Willi Gaisch“, sagt Georg\*, „und einige sind dadurch in die ‚linke Szene‘ gekommen. Es haben sich in Graz neue Netzwerke gebildet, Freundschaften ergeben, aber eine besondere Politisierung dieser Generation ist nicht eingetreten“, merkt er kritisch an: „An der Uni Graz haben der Alltag und der prekäre Normalbetrieb wieder eingesetzt. Es gibt mehr Bewusstsein für die Bildungsproblematik, aber der Bildungsdiskurs selbst hat sich leider nicht verändert“, sagt er. In Innsbruck hingegen, meint Sebastian, habe sich durch #unibrennt mehr verändert als in anderen Unistädten: Das *GeiWiMax*

ist seither ein offener und selbstverwalteter Raum – „um den gerade wieder ein wenig mit dem Rektorat gekämpft wird“, sagt er. „Die kritische Uni wiederum ist für mich das tollste Ergebnis der Besetzungen.“ Bis heute erhält das Innsbrucker #unibrennt-Plenum pro Semester eine gewisse Geldmenge und kann damit gesellschaftskritische Lehrveranstaltungen organisieren, die in vielen Studienrichtungen als Wahlfächer angerechnet werden können.

Auch an der Uni Salzburg, sagt Kay, habe #unibrennt seine Spuren hinterlassen: „Gerade unipolitisch Engagierte sprechen #unibrennt immer wieder an, um auf die Notwendigkeit der demokratischen Mitbestimmung hinzuweisen.“ Konkrete Forderungen wurden aber nur teilweise umgesetzt. „Ein großer Erfolg ist der *öh:freiraum* in der Kaigasse 17“, betont Kay aber doch. Das Forderungsbündel betreffend der Studienplangestaltung sei aber „nur bedingt“ berücksichtigt worden.

An der Uni Wien haben Studierende seit #unibrennt endlich wieder die Möglichkeit, im Rahmen eines kleinen Spielraums von 15 ECTS freie Wahlfächer gestalten zu können – außerdem wurden aus den Mitteln der ministeriellen Notfallreserve einige Lehrstellen in den besonders belasteten Studienrichtungen der Publizistik, der Internationalen Entwicklung und der Psychologie geschaffen. Auch wurden in den Bereichen Studieren mit Behinderung und Frauenförderung Geld und Strukturen aufgebaut und ein zusätzliches Angebot für Deutsch als Fremdsprache realisiert.

## **GEWONNEN UND ZERRONNEN.**

Es bleibt jedoch schwer, von einem faktischen Erfolg von #unibrennt auf





der Ebene eines Forderungskatalogs zu sprechen: Denn woran ist der Erfolg einer so vielfältigen und unterschiedlich organisierten Ansammlung von protestierenden Menschen zu messen? Tatsächlich stolperte #unibrennt nämlich immer wieder über die Frage, was der Zweck der Versammlung sei. So sagten viele, eben die Zweckfreiheit sei der Zweck – andere beharrten auf klar artikulierten bildungspolitischen Zielen, die nach ihrem Erreichen auch zu einem Ende der Besetzung führen könnten. Wieder andere positionierten sich dagegen mit einer Ablehnung einer „single-issue-Bewegung“ und noch weitere andere fanden an #unibrennt den Freiraum, gemeinschaftliche Gestaltung basisdemokratisch üben zu können, zentral. Mit dieser unklaren Positionierung und diesem uneindeutigen Selbstbild stolperte man zwangsläufig über gesamtgesellschaftliche Phänomene. So kam es zu sexuellen Übergriffen und sexueller Gewalt, und dazu, dass sich einige gegen die im Wiener Audimax Unterschlupf suchenden wohnungslosen Menschen stellten, anstatt sich zu solidarisieren. Auch Ina sagt, dass von der Besetzung nicht viel mehr als „eine Facebookseite und ein Twitteraccount“ übrig geblieben seien: „Und dass die Leute später einmal überromantisiert ihren Kindern davon erzählen können. Was bei #unibrennt so schnell entstanden ist, ist leider ebenso schnell wieder verpufft.“

*\*Die Namen wurden auf Wunsch der Interviewten geändert und sind der Redaktion bekannt.*

*Flora Eder studiert Sozialwissenschaften an der Uni Wien.*



Fotos: Christian Valuch

*Streitpunkt war im Audimax auch, wieviel Platz für Frauen und Feminismus sei.*

## „Kein Patentrezept“

**Inge Chen (24) zählte von Anbeginn zum Urgestein von #unibrennt.**

**progress:** Warum hast du bei #unibrennt mitgemacht?

**Chen:** Begonnen hat alles ein Semester davor bei den Protesten auf der Politikwissenschaft. Ich habe mir gedacht: Aber eigentlich betreffen die schlechten Studienbedingungen doch alle. Und dann war es auch irrsinnig faszinierend, wie viele Menschen bei #unibrennt mitgemacht haben. Man hat gemerkt: Die sind alle so angefahren wie ich. Darauf, dass es zu wenige Kurse für zu viele Studierende gab – und auch die Lehrenden waren mit der Situation überfordert. Es gab eine extreme Unterfinanzierung. Und nachdem ich mich nebenbei mit Jobs durchschlagen musste, sind die Studiengebühren auch ziemlich ins Gewicht gefallen.

Was hast du so faszinierend an #unibrennt gefunden?

Die unheimliche Kreativität und die Offenheit der Menschen. Es war in den ersten Wochen eine Energie zu spüren. Die Leute haben sich emanzipiert und aufgerichtet. Es war faszinierend, das mitzuerleben.

Was würdest du heute anders machen?

Ich weiß nicht, ob ich noch einmal dazu in der Lage wäre – persönlich wie auch körperlich. Es ist schon extrem anstrengend. Und auch beim Refugee Camp denke ich mir: Es ist gut, sich den Raum zu nehmen, und das Thema anzustacheln. Aber ein Patentrezept gibt es nicht. Bei #unibrennt war es so: Wir haben das

Thema Bildungspolitik angetrieben, aber es hat sich nichts verbessert – es hat sich sogar verschlechtert.

Wieviel Zeit hast du glaubst du ungefähr im Audimax verbracht?

Ich war eine Woche krank, aber sonst war ich jede zweite Nacht dort. Aber die letzten Tage vor der Räumung war ich nicht in Wien. Ich hab die Räumung nicht miterlebt – das war furchtbar. Ich war in Italien, habe 35 Sms bekommen – und konnte nichts machen.

Hat #unibrennt eher Einzelpersonen oder mehr die Gesellschaft verändert?

In meinem Fall mehr mich als Person. Mich hat es in der Entwicklung gepusht und ich hab viel gelernt. Ich finde aber leider nicht, dass es so ein großes Umdenken in der Bevölkerung gibt. Trotzdem vermisse ich #unibrennt als eine emanzipatorische Idee und Handlungsweise.



Foto: Roland Jöbstl





# Mama und Papa studieren noch

**Während des Studiums Eltern zu werden, ist schwierig. Oft folgen lange Studienzeiten und eine hohe finanzielle Belastung. Manche Studierende planen die Familiengründung jedoch ganz bewusst während der Unizeit.**

Erst Studium und Karriere, dann Nachwuchs. Viele Studierende planen so ihr Leben. Manche entscheiden sich jedoch schon während des Studiums für ein Kind. Laut der aktuellen Studierendensozialerhebung 2011 vom *Institut für höhere Studien* (IHS) sind neun Prozent der Studierenden in Österreich Eltern. Das sind 25.100 StudentInnen. In Deutschland rieten jüngst PolitikerInnen jungen Frauen, ihre Kinder bereits während des Studiums zu bekommen, damit

der Karriere danach nichts mehr im Weg steht. Frau, aber auch Mann sei viel flexibler als später im Beruf, so die Begründung. Doch: Was halten jene von diesem Gedanken, die bereits Nachwuchs haben? Und: Können sich Studierende überhaupt Kinder leisten?

**progress** traf studierende Elternteile in verschiedenen Lebenssituationen. Drei Aufzeichnungen.

## Zwischen Extremsport, Windeln und Peru

*Jasmin studiert seit sechs Semestern Sportwissenschaften und Spanisch auf Lehramt. Nach einem längeren Aufenthalt in Südamerika kam sie zusammen mit ihrem peruanischen Freund nach Wien und brachte dort ihre Tochter auf die Welt. Bereits nach einem Monat stand sie wieder am Fußballfeld.*

**progress:** Wann hast du das letzte Mal durchgeschlafen?

**Jasmin:** Kurz vor der Geburt, denn am Tag als Micaela auf die Welt kam, wurde ich um fünf Uhr morgens von den Wehen geweckt. Ich werde jetzt noch immer ganz wild, wenn im Hörsaal jemand neben mir sitzt und genervt ist, dass er um neun Uhr aufstehen musste. Schlaf ist für mich mittlerweile Luxus.

Seit wann machst du wieder Sport?

Ich bin bis eine Woche vor der Geburt mit meinem Rad durch Wien gekurvt. Bereits nach einem Monat

stand ich wieder auf dem Fußballfeld, weil ich meine Mannschaft nicht zu lange alleine lassen wollte. Seit Oktober studiere ich auch wieder und mache ein paar Sportkurse. Bewegung war für mich schon immer wichtig.

Turnst du also wie gehabt mit?

Ja, so gut es geht. Mein Körper ist durch die Geburt schon sehr geschwächt. Bei ein paar Übungen muss ich immer aussetzen. Mir ist es wichtig, mein Studium so schnell wie möglich zu absolvieren. Ich muss auch sagen, dass ich Glück habe. Mein Freund kümmert sich zurzeit um unser Kind. Ab dem nächsten Semester wird es stressiger werden, weil er dann arbeitet.

Da dein Freund aus Peru kommt, habt ihr auch bürokratische Hürden. Wie läuft es bei euch ab?

Als Ausländer muss er jedes Jahr Visa beantragen, das bekommt er nur, wenn er genug Geld am Konto hat. Deswegen geht er jetzt arbeiten. Wir kommen glücklicherweise finanziell über die Runden. Es ist

nicht leicht für ihn, einen guten Job zu finden, der obendrein auch noch ein bisschen flexibel ist. Ich bin wegen der Aufenthaltsbewilligung innerlich immer ein bisschen nervös, weil ich keine Idee habe, was wir machen würden, wenn Javier wieder zurück nach Peru müsste.

Du hast gesagt, du möchtest dein Studium schnell abschließen. Kann das mit Kind überhaupt funktionieren?

Ja, das ist eine schwierige Frage. Sagen wir so: Ich versuche jetzt alle Einführungsveranstaltungen abzuschließen. Ich studiere zwar schon seit, quantitativ gesprochen, sechs Semestern, aber ich war währenddessen oft in Südamerika und bin herumgereist. Dort habe ich auch Javier kennengelernt, als ich bei ihm jobbte. Er besaß ein Restaurant in Lima, das er wegen mir und Micaela aufgab. Ich spüre einen innerlichen Druck, jetzt endlich fertig zu werden. Prinzipiell finde ich, dass die Studienzeit eine gute Zeit für Kinder ist. Wer weiß, ob ich in ein paar Jahren auch so flexibel wäre wie jetzt.





## Organisation ist die halbe Miete

*Julia wurde vor viereinhalb Jahren zum ersten Mal Mutter, davor arbeitete sie als Kindergartenpädagogin und studierte Literaturwissenschaften. Zusammen mit Christian entschied sie sich 2010 für ein anderes Studium und ein weiteres Kind. Mittlerweile studiert die 27-Jährige seit vier Semestern Soziologie und sieht die Sache mit dem Kinderkriegen relativ gelassen.*

Wer holt heute deine Söhne vom Kindergarten ab? Du, oder Christian?

Er. Ich habe heute den ganzen Tag Kurse an der Uni. Wir lösen alles rund um Kinderbetreuung, Kids abholen oder in den Kindergarten bringen sehr demokratisch. Dieses Wintersemester kümmert er sich mehr um die zwei, damit ich mit Soziologie vorankomme.

Hört sich nach jeder Menge Organisationsarbeit an.

Ja, aber im Regelfall verläuft alles super. Wir telefonieren nahezu ständig, weil sich immer Termine verschieben. Alle zwei Wochen sitzen wir am Abend eine Stunde zusammen und gleichen unsere Terminkalender ab.

Außerdem planen wir unsere Semester gemeinsam, weil Christian neben seiner Arbeit jetzt auch Philosophie studiert.

Warst du vor der Geburt deiner Kinder auch so organisiert?

Nein, gar nicht. Ich habe durch die Mutterschaft mehr Ernsthaftigkeit entwickelt. Ich studiere mittlerweile zielstrebig. Aber ich stresse mich nicht, es in Mindestzeit durchzuziehen. Das würde sich nie ausgehen, weil Kinder einem viel Kraft und Energie abverlangen.

Nachdem dein erster Sohn auf die Welt gekommen war, hast du begonnen, Literaturwissenschaften zu studieren. War es mit Studium und Baby manchmal schwierig?

Als ich mit Literaturwissenschaften begonnen habe, war mein Erstgeborener bereits neun Monate alt. Also nicht mehr ganz so klein. Der Studienbeginn hat für mich super funktioniert, weil ich gewusst habe, dass mein Partner und ich uns gegenseitig unterstützen. Und für das Kind macht es keinen Unterschied, ob jetzt die Mutter oder der Vater daheim bleibt, um sich um ihn zu kümmern. Manchmal haben auch FreundInnen oder meine Mutter auf ihn aufgepasst. Wir haben Glück, dass wir von ihnen unterstützt werden.

Habt ihr das Gefühl, dass Studieren mit Nachwuchs finanziell belastet?

Wir beginnen erst jetzt zu merken, dass das Geld monatlich knapper wird. Je älter die Kinder werden, umso mehr Kosten fallen an, zum Beispiel für Kinderbetreuung. Aber wir nehmen das in Kauf, schließlich ist es unsere freie Entscheidung, zu studieren. Ich könnte ja auch arbeiten gehen. Da hätte ich aber weniger Zeit für die Kinder und wäre weniger flexibel. Wir erhalten zudem noch vom Staat Hilfe und werden auch von unseren Familien unterstützt.

Während des Studiums ist man flexibler. Ist das für dich auch eine bessere Zeit, um Kinder zu bekommen?

Ich tue mir mit solchen Aussagen schwer. Wir waren relativ jung und wussten nicht, was uns erwartet. Aber es hat so gut funktioniert, sodass wir uns für ein zweites Kind entschieden haben. JedeR soll Nachwuchs dann bekommen, wenn es für sie/ihn passt. Vor, nach, während dem Studium oder gar nicht. Wir zum Beispiel sind aber sehr beweglich, weil wir noch nicht genau wissen, wo wir beruflich Fuß fassen möchten. Das kann schon ein Vorteil sein.

## Das erste graue Haar mit 23

*Benjamin kommt aus Deutschland und studiert in Wien im siebten Semester Anglistik. Seine Tochter Maria\* kam vor dreieinhalb Jahren in der ostdeutschen Stadt Jena in Thüringen auf die Welt, wo der damals 22-Jährige zusammen mit seiner Freundin wohnte. Seit zwei Jahren leben und studieren die drei in Wien.*

Ist Wien eine kinderfreundliche Stadt?

Schwer zu sagen. Jena war sicher kinderfreundlicher. Dort gab es selbst in der Mensa Kinderspielplätze. Aber Wien ist groß und bietet viele Möglichkeiten.

Warum hat es dich gerade nach Wien gezogen?

Anfangs wollten wir beide nur ein Auslandssemester in Wien absolvieren, daraus wurden dann zwei. Schlussendlich sind wir ganz hier geblieben, weil es uns hier so gut gefiel. Außerdem waren einige meiner Freunde bereits in Wien. Somit war die Stadt kein komplett fremdes Umfeld für mich. Das war in Jena schlimmer, dort kannten wir nämlich so gut wie niemanden.

Du warst noch relativ jung, als deine Tochter auf die Welt kam. Nach einem Semester in Deutschland seid ihr nach Österreich gezogen. Wie hast du hier den

Studienanfang erlebt?

Das war irre. Der Umzug hat zwar super geklappt, aber es war damals eine komplette Umstellung für uns. Es dauerte lang, einen Rhythmus zwischen Kind und Studium zu finden. Und dann noch in einer neuen Stadt. Mein erstes graues Haar bekam ich übrigens schon im Alter von 23.

Du hast deine Uni-Karriere mit Kind gestartet. In dem Sinn hast du nie den „klassischen“ Studienalltag erlebt. Stört dich das?

Nein. Eigentlich stört mich nur, dass ich nicht flexibel genug bin, um mich intensiv mit den spannenden Themen meines Studiums zu beschäftigen. Dafür fehlt mir einfach die Zeit. Es ist aber nicht so, dass ich mich wegen dem Kind eingengt fühle. Es würde mich niemand davon abhalten, manchmal fortzugehen und Party zu machen. Aber dafür ist man einfach zu müde.

Sind Lehrende nachsichtiger, wenn sie es mit studierenden Eltern zu tun haben?

Das ist unterschiedlich. Man merkt ziemlich schnell, wer selbst Kinder hat und wer nicht. Ich habe das Gefühl, dass Lehrende, die selbst Nachwuchs haben, etwa mit Abgabeterminen nachsichtiger sind. Manchen ist das aber egal. Einmal war meine Tochter

krank und ich konnte eine Arbeit nicht rechtzeitig abgeben. Meine Kursleiterin war zwar so nett und ließ mich die Seminararbeit eine Woche später abgeben. Der Haken aber war, dass ich mit einer schlechteren Note rechnen musste.

Aber schaffst du es, immer alle Kurse abzuschließen, die du dir vornimmst?

Bislang bin ich noch an keinem Kurs gescheitert. Ich mache auch meist nur maximal fünf Veranstaltungen. Dieses Semester wird es aber sehr knapp, weil alle Referats- und Abgabeterminen zusammenfallen. Hoffentlich schaffe ich das.

Kommt ihr finanziell über die Runden?

Das ist das einzige, was mich wirklich stresst. Da ich Vater bin, bekomme ich drei Semester länger Bafög – das ist die deutsche Studienförderung. Aber das reicht nicht aus. Obendrein läuft es nächstes Sommersemester aus. Mich stresst die Vorstellung, neben dem Studium meine Familie zu finanzieren.

*\*Name geändert.*

*Die Autorin Elisabeth Gamperl studiert Kultur- und Sozialanthropologie an der Uni Wien.*





**"Ich hab ein Semesterticket für Studierende um 150 Euro und zahle etwa 45 Euro pro Monat, für das Pendeln zwischen Linz und Wien."**

*Mario Dujakovic, 23, studiert Rechtswissenschaften an der JKU Linz.*



**„Für die städtischen Öffis gebe ich eigentlich gar kein Geld aus, weil ich immer mit dem Rad fahre oder zu Fuß gehe.“**

*Franziska Kusche, 24, studiert IE an der Uni Wien.*



**„Ich bekomme leider kein Semesterticket mehr, weshalb ich mit der Jahreskarte für rund 30 Euro im Monat unterwegs bin. Wenn der Winter vorbei ist, fahre ich auch wieder mit dem Fahrrad.“**

*Johannes Ruland, 27, studiert Soziologie an der Uni Wien.*



**„Ich fahre innerhalb Wiens viel mit dem Fahrrad, aber manchmal auch Langstrecken mit der Bahn und komme auf das Jahr umgerechnet auf etwa 15 Euro pro Monat.“**

*Lisa Zeller, 22, studiert IE an der Uni Wien. Sie ist außerdem Redakteurin im online-progress: [www.progress-online.at](http://www.progress-online.at)*



Umfrage: Redaktion  
Fotos: Alexander Gotter, Ursula Feuersinger

**„Ich wohne in Wien und studiere in St. Pölten. Die Monatskarte für den Zug kostet 107 Euro, dazu kommt noch die Jahreskarte der Wiener Linien. Laut Studienbeihilfenstelle ist St. Pölten für die PendlerInnenpauschale ein paar Kilometer zu nahe.“**

*Ryan Garcia, 31, studiert Medientechnik an der FH St. Pölten.*

## Service, das hilft!

---

### Zuschuss zu den Studiengebühren im Sommersemester 2012/13

---

Am Donnerstag, 6.12. wurde in der Nationalratssitzung die Wiedereinführung der Studiengebühren beschlossen. So genannte „Langzeitstudierende“ müssen ab dem kommenden Semester Studiengebühren in der Höhe von 363,36 Euro bezahlen. Drittstaatsangehörige (mit Ausnahmeregelungen) müssen den doppelten Betrag an Studiengebühren zahlen. Für viele Studierende kommt die plötzliche finanzielle Belastung unerwartet, vor allem

Drittstaatsangehörige wissen nicht, ob sie sich ein Studium in Österreich noch leisten können. Deswegen wird es im Sommersemester 2012/13 einen Zuschuss zu den Studiengebühren für finanziell schlechter gestellte Studierende über den Sozialfonds der ÖH-Bundesvertretung geben. Alle Informationen sowie Anträge zum Sozialfonds findest du unter: [www.oeh.ac.at/sozialfonds](http://www.oeh.ac.at/sozialfonds)

(JF)

---

### Wohnrechts Beratung

---

Hast du Ärger mit deiner Vermieterin, brauchst du eine ExpertInnenmeinung bei deinem neuen Mietvertrag, oder möchtest du wissen, wie viel Provision und Kaution bei einem Umzug verlangt wird? Dann bist du bei der Wohnrechts-Beratung der ÖH-Bundesvertretung richtig. In der Broschüre *Studieren und Wohnen* (Download unter [www.oeh.ac.at](http://www.oeh.ac.at)) findest du nützliche Tricks und Tipps. Außerdem beraten dich unsere ExpertInnen dienstags

13.00–16.00 und donnerstags 10.00–13.00 Uhr im Referat für Sozialpolitik der ÖH-Bundesvertretung, Taubstummengasse 7–9, 1040 Wien und auch telefonisch unter 01/310 88 80 – 41. Deine Anliegen kannst du natürlich auch per Mail an: [wohnrecht@oeh.ac.at](mailto:wohnrecht@oeh.ac.at) schicken. Ferner habt ihr die Möglichkeit, euch in wohnrechtlichen Streitigkeiten von uns vertreten zu lassen.

(JF)



# POLITIK





# Minderjährig, allein und auf der Flucht

**Die Zahl unbegleiteter Flüchtlinge unter 18 Jahren steigt. Oft sind sie monatelang unter unvorstellbaren Strapazen unterwegs. Angekommen in Österreich haben sie abermals viele Hürden zu überwinden, bis ihnen vielleicht Schutz zugesprochen wird.**

„Mein Zimmer aufräumen und mich mit Freunden treffen“, antwortet Amel\* auf die Frage, was sie an diesem Samstag noch vorhat. Aus der Küche strömt der Geruch von gebratenen Zwiebeln, laute Popmusik dröhnt durch den Gang. Ein paar Jugendliche sind gerade damit beschäftigt, das gemeinsame Essen vorzubereiten. Im angrenzenden Aufenthaltsraum tippt ein Mädchen auf der Tastatur eines Laptops, ein anderes malt ein Bild.

Doch bereits beim Betreten des Hauses in der Braunspergengasse im zehnten Wiener Gemeindebezirk wird klar, dass es sich hier nicht um eine gewöhnliche Wohngemeinschaft für Jugendliche handelt. Eine weiße Kamera, die vor dem Eingang montiert ist, überwacht das Geschehen vor dem Gebäude. Bevor der Portier das Öffnungssignal für die Haustüre freigibt, nimmt er eine Gesichtskontrolle vor.

Seit 2005 befindet sich in diesem Haus die WG *Refugio*, eine Wohngemeinschaft für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge (UMF), die von der *Caritas* betreut wird. Hier finden Jugendliche, die zumeist auf sich allein gestellt aus unterschiedlichen Krisenregionen der Welt nach Österreich gekommen sind, bis zur Volljährigkeit ein neues Zuhause.

Eine von ihnen ist die 16-jährige Amel, die mit ihren beiden Brüdern aus Afghanistan geflüchtet ist. Seit einem halben Jahr leben alle drei in der Wohngemeinschaft. Amel trägt ein lockeres Kopftuch aus durchsichtigem Stoff, ihre langen schwarzen Haare sind zu einem losen Zopf zusammengebunden. Trotz der kalten Jahreszeit trägt sie türkise Flipflops aus Plastik.

**TALIBAN-TERROR.** Beim Reden löst sich eine Seite des Kopftuches immer wieder und fällt auf ihre rechte Schulter. Amel rückt es behutsam zurecht.

„Für die Taliban sind wir keine richtigen Moslems, weil meine Mutter als Krankenschwester gearbeitet hat und ich zur Schule gehen durfte“, sagt sie. „Die Taliban wollen, dass sich die Mädchen fürchten und das Haus nicht verlassen.“ Sie verschränkt ihre Arme, schlägt ihre Beine übereinander und erzählt, dass sie gemeinsam mit Freundinnen auf dem Heimweg von der Schule war, als zwei Personen auf Motorrädern neben ihnen Halt machten. Sie begannen Flüssigkeit auf die Mädchen zu spritzen. Im ersten Moment dachte Amel, es sei ein Jungenstreich und man wolle sie mit Wasser necken. Doch dann sah sie überall Blut, ihre Haare und Teile ihres Körpers brannten. Seit diesem Tag wagte auch sie es nicht mehr, in die Schule zu gehen.

Während Amel von ihrem Heimatland erzählt, gerät ihr Redefluss immer wieder kurz ins Stocken. Ihr Blick ist dann suchend und ihr Mund formt sich zu einem schüchternen Lächeln. „Es tut mir leid, aber manchmal vergesse ich Dinge auch einfach“, sagt sie.

Das Regime der Taliban beschreibt Amel als ein gnadenloses, gegen das Polizei und Regierung machtlos sind. Angst und Terror sind täglicher Begleiter der meisten AfghanInnen. Amels Vater war als Geschäftsmann in der Holzindustrie tätig und arbeitete mit den AmerikanerInnen zusammen. Die Taliban haben ihn und einen ihrer Brüder getötet. Kurz darauf ist ihre Mutter nach Europa geflüchtet, wo sie sich heute aufhält, weiß niemand. Da ihre Brüder den ganzen Tag arbeiteten, war Amel ab diesem Zeitpunkt immer alleine zu Hause. Die Angst, getötet oder entführt zu werden, war allgegenwärtig. Wenig später half ein Onkel, der in Kabul lebt, die restlichen Habseligkeiten der Familie zu verkaufen, um an Geld für eine Flucht zu kommen.

Wie lange diese tatsächlich gedauert hat, weiß Amel

nicht mehr. „Ich denke es waren drei bis vier Monate, aber ich bin mir nicht sicher. Wir haben in dieser Zeit nicht darüber nachgedacht, wie lange wir schon unterwegs sind. Wir haben einfach nur gebetet“, sagt Amel.

So wie Amel und ihren Brüdern geht es vielen. Im Jahr 2011 haben laut Angaben des Bundesministeriums für Inneres (BMI) mehr als 1100 unbegleitete minderjährige Flüchtlinge Österreich erreicht. Die meisten von ihnen kommen aus Afghanistan, Pakistan und Somalia. Die Jugendlichen fliehen vor Krieg, Verfolgung, Hunger oder Vertreibung. Im Jahr 2012 wurde bis September bereits jeder zehnte Asylantrag in Österreich von einem unbegleiteten minderjährigen Flüchtling gestellt. „Das sind alles Überlebende, die es hierher schaffen“, sagt Elina Smolinski, Betreuerin in der WG *Refugio*. Gerade Jugendliche seien in einer sehr verletzlichen Situation, wenn sie alleine unterwegs sind – besonders die Mädchen. Bis sie es nach Österreich schaffen, sind sie oft monatelang unterwegs.

Doch was im Moment fehlt, sind ausreichend geeignete Unterbringungsplätze für die Jugendlichen. Zwar hat sich die Situation für unbegleitete Minderjährige laut Smolinski seit der Einführung der Grundversorgung für AsylwerberInnen im Jahr 2004 verbessert, das Problem sei aber, dass es in den vergangenen Jahren immer Schwankungen gegeben habe. Darum ist es auch nie vorhersehbar, wie viele Plätze benötigt werden.

**ERSTAUFNAHME.** In der WG *Refugio* leben momentan acht Mädchen und acht Jungen. Alle besuchen Deutschkurse oder Schulen. Früher hatte die *Caritas* zwei Wohngemeinschaften in Wien, eine musste jedoch geschlossen werden, weil Wien die Quotenplätze übererfüllt hat. „Dass die Plätze für





Foto: Johanna Rauch

unbegleitete minderjährige Flüchtlinge nicht einmal annähernd ausreichend sind, sieht man an der momentanen Situation in Traiskirchen“, sagt Smolinski. Dorthin kommen die Jugendlichen, bevor sie an die Einrichtungen für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge aufgeteilt werden.

Im Moment müssen in Traiskirchen über 500 unter 18-Jährige ausharren, ohne Zugang zu sozialpädagogischer oder psychologischer Betreuung. Darunter auch unter 14-Jährige, obwohl der Grundversorgungs-Koordinationsrat im Dezember 2011 festgehalten hat, dass unbegleitete Flüchtlinge unter 14 Jahren nicht in die Erstaufnahmezentren Traiskirchen oder Thalham überstellt werden sollten. Stattdessen sollen sie in Heimen oder Wohngemeinschaften in jenem Bundesland untergebracht werden, in dem sie angehalten wurden und die von den dort ansässigen Jugendwohlfahrtsträgern betrieben werden.

Auch Amel hat drei Monate in Traiskirchen verbracht. Eine Zeit, an die sie sich nicht gerne zurückerinnert, denn „Traiskirchen ist hart.“ Sie erzählt von überbelegten Zimmern, Konflikten mit anderen Flüchtlingen, zu wenig Essen und einer unzureichenden medizinischen Versorgung.

**FREMDBESTIMMTES ALTER.** Außerdem wurde für Amel in Traiskirchen ein neues Geburtsdatum festgelegt. Nach einer Reihe medizinischer Untersuchungen wurde ihr Alter auf 16 Jahre angesetzt. Laut eigenen Angaben ist sie erst 15. Trotzdem respektiert sie die Entscheidung: „Mir ist es egal, ob ich 15, 16, 17 oder 18 Jahre alt bin, solange ich hier die Möglichkeit bekomme, ein gutes Leben zu führen“, sagt sie und erzählt, dass sie selbst viele Menschen in Österreich viel jünger schätzt. „In Afghanistan arbeiten Kinder schon im Alter von acht Jahren, darum sehen sie im Gesicht auch viel älter aus.“

Smolinski erzählt, dass die Altersbegutachtung für die Jugendlichen eine große Belastung sei. „Sie erleben das als sehr einschüchternd. Es manifestiert sich dadurch, dass ihnen nicht geglaubt wird.“ Außerdem sei es für einen jungen Menschen, der viele Veränderungen durchgemacht hat und auf der Suche nach seiner Identität ist, verunsichernd, wenn vom Staat ein neues Geburtsdatum festgelegt werde.

Auch Herbert Langthaler von der *Asylkoordination Österreich* stellt die Brauchbarkeit der Methode in Frage und zweifelt an ihrer ethischen Vertretbarkeit. „Wir haben mehrmals vorgeschlagen, dass in diese rein medizinische, physische Untersuchung auch soziale, gesundheitliche und psychologische Aspekte hineingebracht werden“, sagt Langthaler. Eine Volljährigkeitserklärung hat zudem erhebliche Konsequenzen für eineN MinderjährigeN. Beispielsweise darf er/sie nicht mehr in einer Betreuungseinrichtung für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge wohnen. Viele müssen dann ihre Ausbildung abbrechen und werden in abgelegene AsylwerberInnenheim überstellt, wo es keine Beschäftigungsmöglichkeiten gibt.

**KEIN SCHUTZ.** Obwohl unbegleitete minderjährige Flüchtlinge rechtlich besser gestellt sind und besser betreut werden, stehen die Chancen auf permanentes Asyl schlecht. Bislang wurde ihnen zumeist ein subsidiärer Schutz gewährt, eine Art zeitlich befristetes Asyl, um das immer wieder neu angesucht werden muss. Doch auch dieses wird laut Langthaler in letzter Zeit immer seltener ausgestellt. Abschiebungen nach Afghanistan oder Somalia können aber nicht durchgeführt werden, weil die Botschaften keine Heimreisezertifikate ausstellen. Die Folge ist, dass die Flüchtlinge schlecht versorgt und ohne Chance auf eine Arbeit oder eine andere Beschäftigung in Österreich bleiben.

Auch Amel hat bereits ihren Antrag auf Asyl eingereicht, bisher aber keine Antwort bekommen. Eigentlich müsste das Bundesasylamt innerhalb der ersten sechs Monate eine Entscheidung treffen. Diese Frist wird laut Smolinski aber kaum eingehalten. Durchschnittlich beträgt die Wartezeit auf die erste Entscheidung ein bis zwei Jahre, sie mündet meist direkt in ein Berufungsverfahren. Bis das Verfahren abgeschlossen ist, sind die meisten Flüchtlinge, die als Minderjährige nach Österreich gekommen sind, bereits volljährig. Die lange Wartezeit schürt die Ängste der Jugendlichen. „Ich habe Angst, aus dem Land geworfen zu werden und dann zu sterben oder an einen 60-jährigen Mann verkauft zu werden“, sagt Amel.

**ZWEI KLASSEN.** Neben den lang andauernden Verfahren gibt es auch bei der finanziellen Unterstützung Handlungsbedarf. Die Tagsätze für die Betreuung und die Unterbringung von unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen wurde seit dem Jahr 2004 nicht angehoben. Für Smolinski existiert zwischen österreichischen Jugendlichen ohne Eltern und unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen noch immer eine Ungleichbehandlung. „Da gibt es klar eine Zweiklassengesellschaft“, so Smolinski. Das bestimme auch den Alltag der Jugendlichen, denn sie leben an der Armutsgrenze.

Doch kein Grund für Amel, den Mut zu verlieren. Trotz allem sagt sie: „Das Leben ist so schön. Für mich ist es hier, als würde ich eine neue Familie bekommen.“

\*Name von der Redaktion geändert.

Die Autorin Elisabeth Mittendorfer ist freie Journalistin in Wien.



# Iberien igelt sich ein

## Im von Massenarbeitslosigkeit geplagten Spanien verfestigt sich die Meinung, dass Migration ein verzichtbares Übel sei, warnt die Internationale Organisation für Migration (IOM).

Die nicht enden wollende Wirtschaftskrise lässt die Ablehnung von MigrantInnen in Spanien deutlich steigen. Immer mehr SpanierInnen sind der Meinung, sie sollten das Land verlassen. „Das Klima gegenüber jenem Bevölkerungsteil hat sich besorgniserregend verschlechtert“, zu diesem Schluss kommt auch die Internationale *Organisation für Migration* (IOM) in ihrem jüngsten Länderbericht „Die Auswirkung der Krise auf Immigranten in Spanien“.

37 Prozent lehnen mittlerweile Einwanderung generell ab. Demgegenüber stehen 33 Prozent der SpanierInnen, die sich tolerant zeigen. Ein Drittel der Befragten gab sich gleichgültig in dieser Thematik, wenngleich die IOM diesen Bevölkerungsteil als „eher ablehnend“ einstuft. Vier von fünf SpanierInnen sind zudem überzeugt, dass Migration zu Lohndumping führt. Die Mehrheit der MigrantInnen verdient in Spanien weniger als den Mindestlohn. Wie der IOM-Bericht überdies darlegt, steigen Arbeitslosigkeit und extreme Armut unter EinwandererInnen (10,8 Prozent) weit rascher als unter SpanierInnen (6,7 Prozent).

**GEFÄHRLICHES KLIMA.** „Der Nährboden ist gesättigt. Wenn wir nicht gegensteuern, wird dies zu einer Situation der Fragmentierung der Gesellschaft und der Exklusion der Immigranten führen“, warnt Walter Actis, Co-Studienautor. Zwischen 1996 und 2010 stieg, angetrieben vom Bauboom und einer blühenden Tourismuswirtschaft, die Zahl der gemeldeten MigrantInnen in Spanien von knapp 500.000 auf mehr als 5,5 Millionen – inklusive der EU-BürgerInnen und Eingebürgerten. „Die Krise hat zwar den Migrationsdruck gebremst. Die Bedingungen, unter denen MigrantInnen leben, sind aber besorgniserregend“, so Actis.

2007 waren lediglich zwölf Prozent der SpanierInnen der Meinung, Menschen mit irregulärem Aufenthaltsstatus sollten abgeschoben werden. Mit 2010 stieg der Wert bereits auf ein Fünftel. 43 Prozent fordern die Ausweisung von ImmigrantInnen, die lange Zeit ohne Erwerb verbleiben. Die Arbeitslosigkeit unter MigrantInnen war zwischen 2008 und 2011 doppelt so hoch wie jene unter SpanierInnen, die zuletzt 25 Prozent überschritten hat.

Sowohl die amtierende Rechtsregierung unter Premier Mariano Rajoy als auch dessen sozialistischer Vorgänger, José Luis Rodríguez Zapatero, haben

MigrantInnen über weiterlaufende Arbeitslosenbezüge zur Rückkehr in ihre Herkunftsländer bewegt. Zugleich forcierte Spanien Abschiebungen. 2011 waren mehr als 13.000 MigrantInnen in den Aufanglagern C.I.E (in den Nordafrika-Exklaven CETI genannt) interniert. 60 Tage dürfen sie bleiben, und offiziellen Zahlen zu Folge wurden 48 Prozent in ihre Ursprungsländer abgeschoben. Laut Zahlen von NGOs hingegen waren es mehr als 11.000 Menschen, die im Vorjahr in ihre Heimatstaaten zurückgeschickt wurden. Mit Ende 2012 soll die 24.000-Personen-Schwelle überschritten werden.

Vor 20 Jahren, am 13. November 1992 erschütterte der rassistische Mord an der aus der Dominikanischen Republik stammenden Lucrecia Pérez das Land. Es war der erste dieser Art im demokratischen Spanien nach der Franco-Diktatur, die 1977 ihr Ende gefunden hatte. Eine Gruppe junger Neofaschisten hatte Pérez mit der Dienstwaffe eines Zivilgardebeamten, der an der Bluttat beteiligt war, erschossen. „Damals erkannte man ebenso wenig wie heute, dass es eine gefährliche Strömung gewaltbereiter Rassisten in Spanien gibt“, sagt Macel Camacho, Sprecher der *Plattform gegen Xenophobie und Rassismus*: „Es gilt, die Erinnerung an Lucrecia wachzuhalten, um einem aktuellen Widererstarken dieses Übels entgegenzuwirken.“

In den letzten zwei Dekaden hat Zuwanderung nach Spanien ein spektakuläres Wachstum erfahren, sagt Tomás Calvo Buezas, emeritierter Universitätsprofessor für Sozialanthropologie an der Madrider Universidad Complutense und Gründer des *Studienzentrums für Migration und Rassismus* an der hiesigen politikwissenschaftlichen Fakultät. Dem Anstieg von einem auf zwölf Prozentpunkte gemessen an der spanischen Gesamtbevölkerung, exklusive der „Sin Papeles“ ohne legalen Aufenthaltsstatus, steht ein knapp fünfprozentiger Zuwachs an rassistischen Gewalttaten gegenüber. Bislang funktionierten, so Calvo Buezas, die Maßnahmen zur Bewusstseinsbildung, die nun jedoch deutliche Budgetkürzungen erfahren haben. Doch damit nicht genug, wie Calvo Buezas betont: „Die Krise schafft rascher ein immer gefährlicheres Klima. Denn die Neonazi-Fraktionen oder NeofaschistInnen, wie die Goldene Morgenröte in Griechenland, nähren sich an der Mittel- und Unterschicht, indem sie diesen einen Konkurrenzkampf um Jobs und Gehälter mit MigrantInnen vorgaukeln.“

**ONLINE-BASTIONEN.** Auch im Internet wachsen spanische Neonazi-Communities. Gab es 1992 lediglich 200 einschlägige Websites, gibt es aktuell mehr als 2000. Gleichzeitig steigt die Zahl an Lokalen, Bars und Konzerten von Neonazi-Bands landesweit. „Die Krise ist der ideale Nährboden, auf dem Neonazi-Bewegungen wachsen und gedeihen“, warnt der Sozialanthropologe weiter. Nicht minder steigt die Zahl der rechtsextremen Parteien in Spanien abseits der üblichen, wie der einstigen Einheitspartei Francisco Francos, der *Falange de las J.O.N.S.*, und ihrer unzähligen ideologischen Klone. In den vergangenen Jahren schafften deklariert xenophobe neue Fraktionen wie *España 2000* in Alcalá de Henares – einer der Wiegen der spanischen Sprache – und anderen Orten der Region Valencia, *Plataforma per Catalunya* im katalanischen Vic oder *Democracia Nacional* auch den Einzug in Stadt- und Gemeinderäte, nicht jedoch in Regionalregierungen.

In den Einsparungen im Sozialwesen, dem Aus der Gesundheitsversorgung (*progress* berichtete) für Menschen ohne legalen Aufenthaltsstatus, dem von *Amnesty International* mehrmals angeprangerten Kontrollwahn der spanischen Polizei gegenüber MigrantInnen und Massenabschiebungen sieht Calvo Buezas „institutionellen Rassismus“.

**ÜBERGRIFFE AUF CHINESINNEN.** Der steigende Rassismus gilt längst nicht mehr ausschließlich LateinamerikanerInnen, MaghrebbürgerInnen oder Menschen aus dem Subsahara-Afrika. Seit der Polizeiaktion *Operación Emperador* gegen die chinesische Mafia Mitte Oktober, die in Spanien bis zu 1,2 Milliarden Euro jährlich „gewaschen“ habe, sehen sich nun auch chinesische StaatsbürgerInnen in Spanien Übergriffen ausgesetzt. Anfang November streifte das Gros der von chinesischen ImmigrantInnen betriebenen Geschäfte. „SchülerInnen werden von KollegInnen und Eltern als Mafiosi beschimpft. GeschäftsinhaberInnen ergeht es gleich. ChinesInnen wurden sogar in der Metro Madrids verfolgt“, beklagt Jorge García, Sprecher der Spanisch-Chinesischen Handelskammer. Ende November wurden einige der Hauptangeklagten bereits wieder auf freien Fuß gesetzt. Die Ressentiments bleiben aber weiterhin bestehen.

*Der Autor Jan Marot ist freier Journalist für Iberien und den Maghreb und lebt in Granada, Spanien.*



Foto: ZIB Screenshot

# Wer zahlt, schafft an

Einer, der Milliardenumsätze in der weiten Welt macht, hält sich nicht an Spielregeln. Die ersten Auftritte des aus der Steiermark nach Kanada ausgewanderten Milliardärs Frank Stronach waren ein Vorgeschmack auf das, was im kommenden Wahljahr auf Österreich zukommt. Die Moderatorin der *Zeit im Bild 2* traute ihren Augen nicht, als sich der Austro-Kanadier Anfang Juli in einem Interview systematisch ihren Fragen entzog und sie anblaffte, dass er jetzt einmal reden wolle. Die KollegInnen aus der Branche gratulierten Lou Lorenz-Dittelbacher über den Kurznachrichtendienst *Twitter* dennoch zu ihrem Auftritt. Von „geistiger Inkontinenz“ bei ihrem Gegenüber ist da bei *Kurier*-Redakteur Michael Hufnagl die Rede, Autor und Kabarettist Dieter Chmelar lobt die „grandiose“ Arbeit. Am nächsten Tag richtet Stronach über die *Krone* aus, er lasse sich von einem „Schulmädchen“ nicht so behandeln. ORF-Kollege Armin Wolf fragt „Geht’s noch?“, *Standard*-Blogger Robert Misik nennt den Milliardär einen „senilen Lustgreis“. Die Moderatorin selbst bedankt sich über *Facebook* bei Frank Stronach: „Ausgerechnet am 38. Geburtstag als Schulmädchen bezeichnet zu werden, ist ein echtes Kompliment.“

**FRANKS MÄCHTIGE FREUNDINNEN.** Mit Frank Stronachs Promi-Fotos könnte man Bücherwände füllen. In einem Werbeclip spielt Stronach eine herzliche Szene mit US-Präsident Bill Clinton ein. Ein Mann von Welt? Zahlreiche österreichische PolitikerInnen fast aller Couleurs standen und stehen auf der *Magna*-Payroll. Der rote Ex-Kanzler Vranitzky und der langjährige ehemalige SPÖ-Bundesgeschäftsführer Rudas, Ex-Finanzminister Grassler, der blaue Ex-Minister Reichhold und der steirische Ex-Wirtschaftslandesrat Paiarl sind die prominentesten Beispiele. Auch in Kanada hat Stronach ein Naheverhältnis zur Politik gepflegt – das soll ihn, berichtet die Wiener Stadtzeitung *Falter*, 1988 vor dem Bankrott gerettet haben: Der Finanzminister intervenier-

## Frank Stronach stellt die Medien vor ein Problem, mit dem sie schon bei Jörg Haider überfordert waren. Was tun mit TabubrecherInnen?

te bei jener Bank, bei der *Magna* Schulden angehäuft hatte und die den Konzernchef aus dem Amt jagen wollte. 1990 kaufte sich die staatliche *VOEST Alpine* in Stronachs Europageschäft ein und rettete so mit öffentlichen Geldern die vier deutschen und österreichischen Fabriken. Stronachs Biograph Norbert Mappes-Niediek resümiert: Der Milliardär „agiert am besten im Milieu der größtmöglichen Vermischung von privaten und öffentlichen Interessen“.

**HARTER ÖSTERREICHISCHER BODEN.** Der Mann wollte daheim am alten Kontinent immer ein Großer sein. Anders als in Kanada. Für sein wohl letztes großes Projekt nach dem vergeblichen Polit-Einstieg in Kanada, einer nicht ausgelasteten Pferderennbahn und einer gescheiterten Großinvestition in den österreichischen Fußball, muss sich Stronach mit der zweiten Reihe einer sich in Auflösung befindlichen Partei zufriedengeben. Sein skurrilster Mitstreiter: Der rote Regional-Bürgermeister aus Kärnten. 2001 bekam Gerhard Köfer den „Big Brother Award“ für seine Idee verliehen, ein Kopfgeld für DrogendealerInnen zu zahlen. Eine Wahlempfehlung für Jörg Haider gab’s vom Spittaler Ortschef auch. Stronachs Spitzenkandidat für die Kärntner Landtagswahl ist Wunderheiler und soll seine übernatürlichen Fähigkeiten auch an Frank Stronachs Pferden ausprobiert haben.

**DAS DILEMMA DER MEDIEN.** Wie geht man mit einem wie Stronach um? Gekränkter Stolz spricht aus seinen Augen, wenn er in Fernseh-Auftritten

rabiart wird und Beleidigungen austeilt. Anstatt ihn, der als Held empfangen werden sollte, gebührend zu feiern, gräbt die journalistische Szene in seinen Schweizer Steuererklärungen, in den Eurofighter-Gegengeschäften und in den Lücken seiner Biographie. Das Absurde daran: Es schadet dem Milliardär vorerst nicht. Der Aufwärtstrend in den Wahlumfragen ist trotz viel kritischer Berichterstattung ungebrochen. Zuletzt kratzte Stronach an der 20-Prozent-Hürde. Das liegt zum einen daran, dass Stronach als Anti-Establishment-Kandidat antritt. Medien werden von vielen ÖsterreicherInnen als Teil des Establishments wahrgenommen. Dementsprechend prallt die dort formulierte Kritik an Stronach weitgehend an ihm ab – noch mehr: Er kann sich als Opfer darstellen oder als gefährlicher Gegner eines Systems, obwohl er so viele Jahre daran mitgenascht hat. Das Haider’sche und bereits von Strache kopierte „Sie sind gegen ihn, weil er für euch ist“ feiert fröhliche Urständ. Regionalmedien sind auffällig vorsichtig im Umgang mit Stronach. Der hat angekündigt, mindestens 25 Millionen Euro in den Wahlkampf investieren zu wollen – in etwa soviel, wie SPÖ und ÖVP zusammen im letzten Nationalratswahlkampf 2008 ausgegeben haben. Der Spagat zwischen der Kritik an zahlungskräftigen WerbekundInnen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten ist ein täglicher Kampf in den Redaktionen von Eisenstadt bis Bregenz. Stronach ist ein schwieriger Fall: Ausufernd in seinen Attacken auf Medien und gleichzeitig einer der zahlungskräftigsten Kunden für 2013. Das Dilemma der Redaktionen ist ein Ausblick auf das, was den BürgerInnen dieser Republik droht, wenn sie ihn im nächsten Jahr zum Kanzlermacher wählen.

*Paul Aigner hat Politikwissenschaft und Pädagogik in Innsbruck und Wien studiert und bloggt, unter anderem zum Team Stronach, auf [www.verschrift.me](http://www.verschrift.me).*



Foto: fels.nadir.org



**HUNGERSTREIK**

Eine Welle von Hungerstreiks ist unter kurdischen Häftlingen in der Türkei ausgebrochen. Mehr als 700 Gefangene verweigern derzeit die Nahrungsaufnahme als Protest gegen fortdauernde Repressionen gegenüber dem lebenslang inhaftierten PKK-Führer Öcalan. Diesem ist seit 15 Monaten der Kontakt zu seinen AnwältInnen untersagt. Persönlichkeiten wie die Bürgerrechtlerin Layla Zana haben sich mit dem Protest solidarisiert. (RB)

Foto: Joan Müller



**REAKTIONÄRE PROTESTE**

Gegen das Projekt *Ehe für alle* der sozialistischen Regierung Frankreichs demonstrierten über 200.000 Menschen in verschiedenen Städten Frankreichs. Dabei kam es zu Zusammenstößen mit BefürworterInnen. Die katholische Kirche Frankreichs befeuert die Proteste, so äußerte der Erzbischof von Lyon, Philippe Barbarin, die Meinung, dass die „Homo-Ehe“ automatisch auf Inzest und Polygamie hinausläufe. (RB)

Foto: MONUSCO/Sylvain via www.afrikaecho.de



**KONGO: NEUE KÄMPFE**

Nahe der ost-kongolischen Großstadt Goma brachen erneut Kämpfe zwischen RebellInnen der *Bewegung M23* und den Regierungstruppen aus, welche von der UNO-Friedensmission *Monusco* unterstützt werden. Die Bewegung, welche aus dem Hutu-Tutsi Konflikt in Ruanda hervorgegangen ist, konnte dabei militärische Fortschritte erzielen. Unter den 400.000 EinwohnerInnen von Goma brach Panik aus. Eine humanitäre Katastrophe wird befürchtet. (RB)

Foto: The uprising of women in the Arab World



**THE UPRISING OF WOMEN IN THE ARAB WORLD**

Der Aufstand und der Kampf um Gleichberechtigung ist für Frauen in der arabischen Welt nicht beendet. Via *Facebook* und *Twitter* startete eine Gruppe von Frauen die Online Kampagne *The uprising of women in the Arab world*. Sie rufen Frauen auf, Fotos mit ihren Forderungen zu posten. Über 70.000 Menschen folgen ihnen bereits auf *Facebook*. *Facebook* sperrte allerdings die Accounts der Administratorinnen. Die Frage nach Gründen für die Zensur bleiben seitens *Facebook* unbeantwortet. (MB)

Foto: www.democraticunderground.com



**SANDY IN KUBA**

Noch bevor der Hurrikan Sandy in New York und Haiti wütete, forderte Sandy in Kuba mindestens elf Todesopfer. In der Provinz Santiago de Cuba wurden 130.000, in Holguin 52.000 Wohnungen beschädigt. Ebenfalls stark betroffen ist die Provinz Guantánamo. Trotz schwieriger Verhältnisse stellte sich Kubas Katastrophenschutz als effizient heraus. Russland und Venezuela unterstützten das Land mit Baumaterialien und Lebensmitteln. Kubas Präsident Raúl Castro sprach der USA sein Beileid für die Todesopfer des Hurrikans aus. (MB)

Foto: Screenshot



**UGANDA: ANTI-HOMOSEXUALITY BILL**

Letztes Jahr wurde die *Anti-Homosexuality Bill* auf internationalen Druck von Präsident Museveni gestoppt. Parlamentssprecherin Rebecca Kadaga versprach jedoch eine Einführung Ende dieses Jahres aufgrund der starken Unterstützung aus der Bevölkerung. Laut Umfragen sind 90 Prozent der Ugander\_innen für das Gesetz. Das in den Medien als „Kill the Gay“ bekannte Gesetz verschärft die rechtliche Lage für Homosexuelle. Als Wiederholungstäter\_innen klassifiziert, drohen ihnen damit lebenslange Gefängnisstrafen und die Todesstrafe. Ebenfalls betroffen sind 17 NGOs, die für die Rechte von Homosexuellen kämpfen. (MB)





**dossier**

stop hating

your body



# Wir spüren uns nicht

## Essstörungen

Magersucht, Essbrechsucht und Esssucht sind allesamt Essstörungen und ernstzunehmende, psychische Krankheiten. Das Gewicht spielt dabei oft eine bedeutende Rolle. Für Menschen mit Essstörungen ist das Essen oder die Kontrolle darüber, eine Sucht, die seelische, körperliche und soziale Folgen hat. Durch das ständige Bedürfnis, ihr Essverhalten zu vertuschen, sind Menschen mit Essstörungen oft sozial isoliert. Die Heilung von Essstörungen stellt sich als schwierig heraus. Anders als bei drogensüchtigen Menschen kann man Menschen mit Esssucht oder Essbrechsucht das Essen nicht entziehen. Bei Essstörungen wird versucht, ein positives Verhältnis zum Essen und zum eigenen Gewicht zu schaffen, um das Essverhalten zu ändern. Mit 95 Prozent sind meistens Frauen und Mädchen von Essstörungen betroffen. Doch die Zahl der Männer und Buben mit Essstörungen steigt.

## Schönheitsideale

Der Körper ist heute stark in das Zentrum des gesellschaftlichen Bewusstseins gerückt. Wellness, Diäten und Fitnesstrainer\_innen boomen. Lisa Tomaschek-Habrina von *sowhat*, einem Beratungs- und Therapiezentrum für Menschen mit Essstörungen, sieht darin aber nur eine oberflächliche Auseinandersetzung mit dem Körper. Wichtig ist, wie der Körper geformt werden kann, nicht aber, ob man sich in diesem auch wohlfühlt. Vor allem von Frauen wird erwartet, einem einheitlichen gesellschaftlichen Schönheitsideal zu entsprechen. Der Einfluss der Medien und der Starwelt trägt gerade bei jungen Menschen zum Wunsch bei, das eigene Aussehen zu verändern. Die Anforderung, dass Frauen dünn sein müssen, um erfolgreich zu sein, bestimmt das Weiblichkeitsideal. Der ständige Drang, einem Bild zu entsprechen, das man aber nicht erfüllen kann, treibt die Zahl der Menschen, vor allem der Frauen, die an Essstörungen erkranken, in die Höhe.

## Magersucht (Anorexia Nervosa)

Das Hauptmerkmal der Magersucht ist die extreme Gewichtsabnahme. Magersüchtige Personen versuchen durch zwanghafte Kontrolle der Nahrungsaufnahme ihr Gewicht zu senken. Obwohl Magersüchtige dünn sind, fühlen sie sich immer zu dick, essen weiterhin nur sehr wenig, kalorienarme Nahrung und missbrauchen Abführmittel, was zu extremem Gewichtsverlust führt. Körperliche Folgeschäden sind Müdigkeit, Konzentrationsschwäche, Magen-Darm-Beschwerden, das Ausbleiben der Menstruation durch hormonelle Veränderungen, das Absinken des Stoffwechsels, des Pulses, des Blutdrucks und der Körpertemperatur. Aufgrund von Vitamin- und Mineralmangel entstehen Zahnschäden, Muskelschwäche und Veränderungen der Körperbehaarung. Seelische Folgen sind Stimmungsschwankungen, Angst, Depression und Zwangsverhalten. Fünf bis zehn Prozent der magersüchtigen Menschen sterben an ihrer Sucht. Damit haben Magersüchtige die höchste Sterblichkeitsrate aller psychiatrischen Störungen.

## Ess-Brechsucht (Bulimia Nervosa)

Die Essbrechsucht ist ein Wechsel von Heißhunger anfallen und dem Erbrechen des kurz zuvor Gegessenen. Während der Anfälle stopfen essbrechsucht Menschen leicht essbare, kalorienreiche Nahrung in kurzer Zeit in sich hinein. Aus Angst vor einer Gewichtszunahme erbrechen sie alles wieder, bevor es verdaut wird. Durch das ständige Erbrechen wird der Zahnschmelz zerstört und die Speiseröhre verätzt. Durch mechanische Brechhilfen entstehen häufig Verletzungen. Außerdem kommt es zu Störungen des Mineralstoffhaushalts, die zu Haarausfall, Veränderungen der Haut, Zahnproblemen und gestörten menstruellen Zyklen führen können. Essbrechsucht sind von Herzrhythmusstörungen betroffen. Da sich essbrechsucht oft wehrlos und depressiv fühlen, kann es zu Suizidgedanken und -versuchen kommen.

## Esssucht (Binge Eating Disorder – BED)

Im Gegensatz zur Magersucht verwenden esssüchtige Menschen Essen als psychisches Mittel, um sich zu belohnen, zu trösten oder zu beruhigen, was jedoch nur kurzfristig hilft. Das Essen von hochkalorischen Nahrungsmitteln in großen Mengen gerät dabei außer Kontrolle. Mit dem Essen aufhören können esssüchtige Menschen erst, wenn ein unangenehmes Völlegefühl eintritt. Essen ist zentrales Thema, doch Esssüchtige fühlen sich dem Essen ausgeliefert. In Folge der Esssucht nehmen Betroffene bis zu 30 Prozent ihres Normalgewichts zu. Überlastung des Herzens, des Kreislaufs und des Skeletts können zu Schlaganfall, Herzinfarkt, Leberschäden, Diabetes, Gelenkleiden und Wirbelsäulenschäden führen. Esssüchtige fühlen sich schuldig und unbehaglich und werden oft ängstlich und depressiv.

## Körperbild- oder Körperwahrnehmungsstörung (Dysmorphophobie)

Die Dysmorphophobie bezeichnet die Angst davor, hässlich zu sein. Ein bis zwei Prozent der Bevölkerung sind davon betroffen. Merkmal von dysmorphen Menschen ist die krankhafte Unzufriedenheit mit dem eigenen Aussehen. Minimale Makel werden als extrem hässlich empfunden. Die Folge ist eine übermäßige Beschäftigung mit dem Körper und ständige Kontrolle des Aussehens. Ständig empfinden dysmorphe Menschen den Drang, ihren Körper zu verändern. Chirurgische Eingriffe bleiben oft die einzige Möglichkeit, das Gefühl der Zufriedenheit bleibt dennoch meist aus. In Gesellschaft fühlen sich dysmorphe Menschen extrem unsicher und beobachtet, dies kann zur kompletten sozialen Isolation führen. Angstzustände, Minderwertigkeitskomplexe, Selbstwertprobleme und depressive Verstimmungen gehen mit der Dysmorphophobie einher.

# Schön ist es

## Simon Sailer über Probleme der Kritik am „Lookismus“ und die Schönheit des Menschen.

Die Rede vom Schönheitsideal unterstellt, es gäbe ein Bild, eine ideale Vorstellung davon, was schön sei und was davon abweiche. Genauer aber wird der Begriff im Plural verwendet, weil schon nach einem kurzen Blick klar sein dürfte, dass es, je nach Zusammenhang, eine Vielzahl solcher Idealvorstellungen gibt. Und dennoch hat diese Perspektive einen wahren Kern: Wer als schön beurteilt wird und wer nicht, ist keine ganz individuelle Angelegenheit. Es gibt Menschen, die finden nur sehr wenige schön, während sich bei anderen die allermeisten auf ein solches Urteil einigen können.

Jene Menschen, die im Allgemeinen für schön gehalten werden, erfreuen sich – natürlich wiederum im richtigen Zusammenhang – einiger Vorteile. In einer alten faschistischen Tradition wird von ihrem Aussehen auf ihren Charakter geschlossen, sie werden für ehrlicher und sympathischer gehalten und sind entsprechend erfolgreicher im Beruf wie im Privatleben. Sie kommen voran. Auch wenn es ihnen dabei nicht unbedingt besser geht, ist wohl einschränkend hinzuzufügen. Jedenfalls hat dieser Umstand, der Frauen stärker zu treffen scheint als Männer, einige dazu bewogen, eine neue Form der Diskriminierung zu erfinden: Lookism.

**SCHÖNE NEUE WELT.** Die Kritik am Lookism nährt sich aus dem nachvollziehbaren und nicht völlig unberechtigten Impuls, die Ungerechtigkeit anzuprangern, die es aus liberaler Sicht bedeutet, wenn Menschen wegen einer Eigenschaft Nachteile erfahren, für die sie wenig können. Der Leitsatz des Liberalismus ist schließlich: „Jeder ist seines Glückes Schmied“, wobei nicht zufällig von Schmiedinnen keine Rede ist. Weil der um Erfolg kämpfende Mann immer noch nicht unbedingt ein zweiter David Beckham sein muss, um sich durchzusetzen, beinhaltet die Ablehnung von Lookismus auch die feministische Forderung nach Beteiligung an gesellschaftlicher Macht.

Darüber hinaus wird kritisiert, dass bestimmte Körperrnormen vorgeführt würden. Die Annahme lautet, dass sich Menschen genötigt fühlen, diesen Normen zu entsprechen, und Probleme haben, wenn sie ihnen nicht entsprechen können. Dabei sind die Darstellungen in der Werbung dermaßen bearbeitet, dass ihnen in der Wirklichkeit kein Mensch auch nur nahekommt. Somit schwingt in dieser Perspektive

ein vereinfachtes Verständnis von der Vorbildwirkung medialer Bilder mit. Die Auswirkungen von Werbung sind aber vermittelter und komplizierter. Sie zeugen eher von der Macht der werbenden Unternehmen, die sich solche Werbung überhaupt leisten können, inklusive der Verfügung über menschliche Körper. Indem sich aber die Kritik auf diese Vorbildwirkung konzentriert, wird implizit das Schönheitsideal, das kritisiert werden soll, relativ genau bedeutet und bestimmt. Es wird gesagt: So soll „man“ sein und das lehnen wir ab. Der Befehl zur Anpassung ist in dieser Kritik enthalten.

**TABU SCHÖNHEIT.** Es wäre natürlich eine unmögliche und nicht wünschenswerte Alternative, gar nicht mehr darüber zu reden, was schön ist und was nicht, und stattdessen alle als gleich attraktiv zu behandeln, obwohl alle insgeheim anders empfinden. Vielleicht muss in die andere Richtung gegangen und der Begriff von Schönheit genauer und bedeutungsvoller gefasst werden.

Die Wissenschaft, die zu Schönheit forscht, interessiert sich meist für subjektive Reaktionen und fragt danach, was Menschen als schön empfinden und was nicht. Die meist gar nicht ernsthaft reflektierten Ergebnisse werden dann auf Gemeinsamkeiten untersucht, daraus wird ein Bild der Schönheit erstellt. Dieses wird dann entweder als ewige Naturschönheit ausgegeben oder aber als zufälliger Geschmack der Gegenwart.

Beim Ergebnis dieser Studien setzt Reflexion erst an. Es offenbaren sich an dieser hilflosen Beforschung – ähnlich den unglücklichen Versuchen, Glück zu messen – bereits einige Momente von Schönheit selbst. In der philosophischen Ästhetik haben die Kategorien des Naturschönen und des Kunstschönen immer eine zentrale Rolle gespielt. Es handelt sich dabei um das, wonach es klingt: Menschen sind ergriffen und bewegt zum einen von der Schönheit der Natur, die sie in ihrer Fremdheit und Größe überwältigt. Ein ähnliches Gefühl kann durch Werke großer Kunst entstehen. Jedenfalls tritt uns auch Kunst mitunter als ein fremdes, in sich verschlossenes und rätselhaftes Anderes entgegen. Beiden Varianten des Getroffenseins, jenem angesichts des Natur- wie des Kunstschönen, ist eine gewisse Haltung der Interessenlosigkeit gemeinsam: Die Natur wird in dem Moment nicht als zu beackender Boden oder

zu rodender Wald gesehen und das Bild nicht als Gebrauchs- oder Verkaufsgegenstand.

**NATUR, KUNST, MENSCH.** Aber wie verhält es sich nun mit der Schönheit der Menschen? Die Menschenschönheit ist ja weder Naturschönheit noch Kunstschönheit. Sie hat Elemente von beidem und ist doch keines ganz. Der Mensch ist kein Stück Natur und schon gar nicht seine Schönheit. Die Schönheit der Menschen war seit jeher künstlich und abhängig von sozialen Bedingungen, beispielsweise von Schmuck, der sozialen Status repräsentiert. Aber Menschen sind keine wandelnden Kunstwerke, niemand hat sie gemacht und sie bilden keine eigene Sphäre. Der Unterschied zwischen den Menschen, wenn sie einfach ihren alltäglichen Dingen nachgehen, und einer Performance-Künstlerin – die ihren Körper für eine begrenzte Zeitspanne zum Kunstwerk macht – lässt diese Differenz greifbar werden.

Der Blick auf „schöne“ Menschen ist auch nicht zweckfrei. Bei den Dingen, gegen die sich der Vorwurf des Lookismus richtet, handelt es sich oft um ganz instrumentell kalkulierende Darstellungen: in der Werbung, in der Mode oder in Film und Fernsehen. Die schönen Menschen sind bloßes Mittel zum Zweck: Niemand bleibt vor einer Plakatwand stauend stehen und wird schmerzhaft getroffen von der Schönheit der darauf gezeigten Menschen. Und falls doch, dann aus einem Gefühl der eigenen Kleinheit und Unzulänglichkeit, aber nicht aus dem Bewusstsein der Unzulänglichkeit der Welt. Vielleicht, weil die überlebensgroßen 2D-Körper aus einer anderen Welt einem emphatischen, nachdrücklichen Sinn von Schönheit gar nicht entsprechen. Denn ein Element ernster Schönheit ist der sehnsüchtige Schmerz. Der zweckfreie Blick richtet sich auf ein ganz bestimmtes Einzelnes und entdeckt seine Schönheit. Es ist ein erlösender Blick, der deshalb weh tut, weil der Gerechtigkeit, die dem Einzelnen durch ihn geschieht, die allgemeine Ungerechtigkeit zu Grunde liegt. Die Erlösung des Einzelnen gemahnt schmerzhaft an die Möglichkeit der Rettung der Welt.

*Der Autor studiert Philosophie an der Uni Wien.*



# Sich selbst lieben lernen

Die Energien fürs Schlankbleiben können Frauen für Sinnvolleres verwenden. Die **ARGE Dicke Weiber** erklärt im Interview, wie man als Dicke Diskriminierung begegnen kann.

Dickendiskriminierung betrifft besonders Frauen. Einige dicke Frauen haben sich deshalb 2009 zur *Arbeitsgemeinschaft Dicke Weiber* zusammengeschlossen. Christine, Patricia, Bernadett und fünf weitere Frauen treffen sich seither jeden zweiten und vierten Freitag im Monat in der FZ-Bar (*Frauenzentrum Wien*), um Erfahrungen auszutauschen, sich selbst zu empowern und sich gesellschaftspolitisch zu positionieren. Sie sind links, feministisch, autonom. Sie setzen Aktionen wie ein Picknick am Antidiät-Tag, um zu zeigen, dass dicke Frauen sich nicht einschränken müssen, sondern alles dürfen, was sie machen wollen – auch in der Öffentlichkeit essen. Im Interview mit Martina Madner zeigen sie, wo man überall ansetzen muss, um das Bild von dicken Frauen zu verändern. Und dabei sind alle dicken Frauen herzlich willkommen.

**progress:** Es gibt Sängerinnen wie Beth Ditto von Gossip, Komikerinnen wie Hella von Sinnen oder Moderatorinnen wie Tine Wittler – sind dicke Frauen mittlerweile gesellschaftlich akzeptiert?

**Patricia:** Nein, sie sind in erster Linie Showfiguren. Sie erfüllen einen Zweck: Hella von Sinnen ist zum Beispiel die komische Figur. Sie ist lustig, man darf über sie Witze machen. Humor ist schon okay, aber: Man sollte sich selbst ernst nehmen, Frauen werden ohnehin viel zu oft lächerlich gemacht. Und Beth Ditto ist ein Showgirl, das auf der Bühne steht. Da ist viel erlaubt, teilweise ist es sogar notwendig, zu überzeichnen, um Aufmerksamkeit zu erlangen.

**Bernadett:** Beth Ditto ist sicher eine Ausnahmeerscheinung. Sie macht vieles, was dicke Frauen und Mädchen sonst nicht können oder dürfen. Insofern hat sie eine Vorbildfunktion. Das ist ganz wichtig. Wenn junge Men-

schen keine Vorbilder haben, sehen sie weniger, was möglich ist.

**Patricia:** Dicke Frauen haben eingeschränkte Lebensbedingungen. Es wird ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass wir manches nicht machen können: Querstreifen oder Miniröcke tragen, baden gehen oder Sport betreiben. Wir sollen nichts machen, wo das Körperfett sichtbar ist oder zu sehr wackelt. Für das Selbstvertrauen ist es deshalb wichtig, zu sehen, dass ich alles darf.

Wie würdet ihr das Lebensgefühl als Dicke beschreiben?

**Christine:** Ich habe mich lange Zeit überhaupt nicht gemocht und als hässlich und unförmig empfunden. Das ist eine Phase, die sehr viele dicke Frauen haben. Da erzeugt jede Werbung oder Zeitschrift, die zeigt, du kannst schlank und schön sein, bei dicken Frauen das Gefühl, versagt zu haben, und es entsteht ein sehr negatives Körpergefühl. Jetzt bin ich darüber hinweg, akzeptiere mich, so wie ich bin. Nicht jede Frau kann Kleidergröße 36 haben, weil wir einen unterschiedlichen Körperbau und Stoffwechsel haben.

**Bernadett:** Ich bin nicht nur dicke Frau, sondern auch noch ganz viel anderes, deshalb ist das Dicksein alleine gar nicht so ausschlaggebend für mein Lebensgefühl.

**Patricia:** Der Frauenkörper wird generell gerne als Problemfeld gesehen: Dabei geht es nicht nur um Körperfett, sondern auch um die Behaarung, das Alter, alles, was mit dem Menstruationszyklus zusammenhängt. Man gewinnt den Eindruck, der Frauenkörper an sich ist abnorm. Bei dicken Frauen ist es nochmals sichtbarer. Ich habe mich sehr lange geschämt. Man versucht, sich vielen Situationen nicht auszusetzen. Mit der *ARGE Dicke Weiber* wollen wir das verändern und gehen deshalb gemeinsam essen,

baden oder tanzen, was dicke Frauen sonst alleine nicht machen.

Ihr beschreibt dick als dick – auch in der *ARGE Dicke Weiber*, warum?

**Christine:** Wir wollen „dick“ nicht umschreiben, sondern dem Wort seine negative Bedeutung nehmen. Dick ist ein Eigenschaftswort wie groß oder klein und als solches wollen wir es wieder gesellschaftsfähig machen.

Hohes Gewicht wird oft als Übergewicht bezeichnet, was bringt das mit sich?

**Bernadett:** Wir wehren uns gegen den Begriff Übergewicht, weil wer bestimmt, über welchem Gewicht wir nicht drüber sein dürfen? Wir ziehen deshalb keine Gewichtsgrenzen.

**Christine:** ÄrztInnen behandeln dicke Frauen schon alleine wegen ihres Gewichts wie Kranke. Oft wird gar nicht der Ursache der Gelenkschmerzen oder der Grippe nachgegangen. Man hört erst mal nur: „Nehmen Sie ab.“ So kommt es, dass manche gar nicht mehr zu ÄrztInnen gehen und das ist dann wirklich gefährlich. Wir wollen deshalb eine Liste mit dickenfreundlichen ÄrztInnen erstellen und freuen uns über jedes Mail, das uns dabei weiterhilft.

**Patricia:** Es ist auch schlichtweg falsch, vorzugaukeln, dass es nur ein normiertes Gewicht gibt, mit dem man krank oder gesund ist.

Kann Dicksein keine Krankheiten mit sich bringen?

**Patricia:** Gesundheit hat mit dem Gewicht nichts zu tun. Gesundheit hängt von ganz vielen Faktoren ab, in hohem Maße von Stress, schlechten Lebensbedingungen oder einfach auch von der Genetik. Krankheit trifft dicke genauso wie dünne Menschen.

**Bernadett:** Es wird uns vorgelogen, dass eine gesunde Ernährung auch gleichzeitig schlank macht. Diese Zusammenhänge werden oft von jenen hergestellt, die ästhetische Probleme mit Dicken haben und sich von Vorurteilen leiten lassen. Das gibt es auch bei MedizinerInnen und ForscherInnen.

**Patricia:** Forschung ist nicht neutral, sondern oft bezahlt. Man muss deshalb sehr genau schauen, wer von den Ergebnissen profitiert und ob mit Pillen oder Diäten Geschäft gemacht werden soll. Dabei gibt es längst Forschung zu „Health at every size“. ÄrztInnen könnten sich also von der Meinung, dick bedeutet krank zu sein, befreien. Stattdessen wächst der Bereich in der Medizin, der sich rein mit Ästhetik beschäftigt, wie Schönheitsoperationen. Und das hat überhaupt nichts mehr mit Gesundheit zu tun.

Manche meinen, alle wollen schlank sein, Dicke würden sich nur selbst belügen.

**Christine:** Nein, es wird uns suggeriert, dass alle schlank sein wollen müssen. Dicke werden als dumm, faul, unbeherrscht, ...

**Bernadett:** ... dreckig und krank bezeichnet.

**Christine:** Gerade junge Frauen können deshalb oft gar nicht sagen, dass sie nicht schlank sein wollen.

**Patricia:** Solange man Diäten macht, heißt es: „Du bemühst dich.“ Sobald man aber offen sagt, ich bleibe so wie ich bin, merkt man, wie stark der Druck ist. Dann heißt es: „Du hast dich abgeschrieben, du lässt dich gehen, du schadest dir.“ Deshalb haben viele eine Hemmschwelle, zu uns in die Gruppe zu kommen, weil sie von anderen hören, dass sie sich aufgeben, wenn sie sich als dick akzeptieren.

Wo macht sich Dickenfeindlichkeit besonders negativ bemerkbar?



**Christine:** In der Arbeitswelt werden vor allem junge, schlanke, schöne Frauen eingestellt – insbesondere dort, wo Frauen gesehen werden. Dicke Frauen dürfen in den Augen vieler Unternehmen offenbar nicht Repräsentantinnen sein.

**Patricia:** Auch im pädagogischen Bereich heißt es, dass dicke Frauen zum Beispiel als Kindergärtnerinnen keine guten Vorbilder sind.

**Bernadett:** An Dicken fehlt es auch im Gesundheitsbereich, es gibt keine dicken Trainerinnen.

**Patricia:** Ich habe mich früher mal als Kosmetikerin in einem Fitnesscenter beworben. Der Leiter hat mir gesagt, dass ich kein gutes Vorbild sei, weil ich nicht gesund sei. Auf meinen Einwand, dass ich ihm gerne meinen Gesundheitsstatus nachweise, hat er dann doch offen gesagt, dass es rein ums Optische gehe, Gesundheit also nur ein Vorwand gewesen sein.

Disqualifizieren sich jene mit solchen Vorurteilen nicht selbst?

**Christine:** Leider ist diese Art von Vorurteilen gesellschaftlich anerkannt.

**Patricia:** Wir alle wachsen mit dieser Ästhetik auf, bekommen vorgesagt, was gut aussieht und was nicht. Gerade, wenn man noch nicht gefestigt ist, sollte man sich beispielsweise *Austria's Next Topmodel* nicht anschauen, weil es Ästhetik formt. Ich habe bemerkt, dass sich, wenn ich mir Bilder von starken, schönen, dicken Frauen ansehe, das, was ich schön finde, verändert. Vielfalt wird normal.

**Bernadett:** Es geht dabei auch um die Eigen- und Fremdsicht, die oft miteinander einhergehen. Deshalb versuchen wir das wieder voneinander zu trennen. Es ist wichtig, dass man sich selbst, wenn man in den Spiegel schaut, schön findet. Es geht nicht darum, sich von außen sagen zu lassen, dass man schön sei. Diese Bewertung „Du bist attraktiv oder nicht attraktiv“ steht anderen gar nicht zu.

Welchen Unterschied macht es, ob man dicke Frau oder dicker Mann ist?

**Christine:** Dicke Männer werden noch eher akzeptiert. Sie kommen zum Beispiel in Filmen öfter und auch mit attraktiven Partnerinnen vor. Dicke Frauen dagegen sind oft dünne



Foto: Linnéa Jänen

mit Fettanzug, sie sind eher Witzfiguren oder sie leiden unglaublich unter ihrem Gewicht.

**Patricia:** Im *Bullen von Tölz* sollte zum Beispiel die Kommissarin ausgetauscht werden, weil sie zugenommen hatte. Jung, erfolgreich, attraktiv und dick geht nicht zusammen. Auch in der Politik gibt es dicke Männer, aber kaum dicke Frauen.

Ändert sich das Schönheitsideal nicht laufend?

**Patricia:** Ja, aber es geht in Richtung Unisex und Einheitsmensch. Ich habe nicht den Eindruck, dass Vielfalt mehr Platz bekommt.

PolitikerInnen sprechen immer öfter von Vielfalt, es gibt Gesetze gegen Diskriminierung. Sorgt das für mehr Akzeptanz?

**Christine:** Ob sich PolitikerInnen gegen eine Art der Diskriminierung engagieren, hängt davon ab, wie

modern oder schick die sogenannte Andersartigkeit ist.

Ist MigrantIn- oder Lesbischsein also cooler als Dicksein?

**Patricia:** Nicht für alle und es kommt darauf an, um wie viele MigrantInnen oder Lesben es sich handelt. (*Lacht*) Für eine einzelne oder wenige setzt man sich ein. Aber Dicksein ist sicher nicht schick.

**Christine:** Witze bilden Gesellschaft sehr gut ab und zeigen den Unterschied: Witze über MigrantInnen oder Homosexualität sind in politisch reflektierten Kreisen verpönt, Witze über Dicke gelten aber durchaus als salonfähig.

Wo überschneiden sich Frauen- und Dickendiskriminierung?

**Christine:** Schlanke und dicke Frauen werden auf ihren Körper reduziert. Dickenfeindlichkeit wirkt sich also auch auf dünne aus, weil diese oft in Panik leben, einmal dick zu werden. Und damit wird ein großer Teil der

Energie ans Schlankebleiben gebunden, die Frauen für Sinnvolleres nutzen könnten.

**Patricia:** Dickendiskriminierung ist ein Teil des Schönheitsterrors, der betrifft alle, insofern ist es ein feministisches Thema. Bei der Diskriminierung durch Infrastruktur geht es auseinander: Wenn in U-Bahnstationen oder Cafés zu schmale Sessel ein normales Sitzen für Dicke verunmöglichen, schließt sie das speziell aus. Aber bei beidem gilt: Frau muss die Attraktivität und Lebenslust, die in einer steckt, entdecken und sich lieben lernen. Ich bin das ja schon, ich muss es nur wissen.

Weitere Infos:  
[argedickeweiber.wordpress.com](http://argedickeweiber.wordpress.com)

Martina Madner ist Journalistin und Moderatorin und hat Politik- und Kommunikationswissenschaft an der Uni Wien studiert.

# Schön, schöner, Lillifee

Schönheit spielt schon für die Kleinsten eine große Rolle. Ein Kindergartenbesuch zeigt den richtigen Umgang mit einem sensiblen Thema.



Fotos: Linnéa Jänen



Wer sich in diesem Jahrhundert mit einem vierjährigen Mädchen unterhält, wird kaum etwas verstehen, wenn er oder sie grundlegende Begriffe wie Tinker Bell, Hello Kitty und Prinzessin Lillifee nicht kennt. Nomingoa, Maija und Amina – alle vier Jahre alt – malen im Kindergarten und besprechen dabei wichtige Themen: „Ich schau Tinker Bell im Kino“, erzählt Nomingoa. Amina lässt sich davon nicht beeindruckt, denn sie mag lieber „die Lillifee“. Unter ihrem rosafarbenen Pulli trägt sie ein Unterhemdchen mit einem großen Bild von ihr. „Das ist meine Lieblingspuppe“, sagt sie. Im Fasching wollen sich die drei Mädchen als Prinzessinnen verkleiden. Weil Prinzessinnen schön sind.

**BIN ICH SCHÖN?** Schönheit bedeutet in unserer Gesellschaft viel mehr als ein ansprechendes Äußeres: Wer schön ist, verlangt sich selbst etwas ab und ist diszipliniert. Wer schön sein will, leidet. Und wird auch Erfolg haben: Studien zeigen, dass schöne Menschen mehr verdienen und schneller Karriere machen. Wer aber schön ist, liegt gar nicht so sehr im Auge des einzelnen Betrachters – oder der Betrachterin. Schönheitsideale gibt zu einem großen Teil die Gesellschaft vor, in der wir leben. Und die färbt schon die Blicke von jungen Mädchen wie Nomingoa, Maija und Amina. „Diese Werthaltungen – was ist schön, was ist nicht schön –, da haben Kinder oft wenig Chancen, das aus sich heraus zu entwickeln. Da kommt sehr viel von der Erwachse-

nenwelt“, sagt Daniela Cochlár, Leiterin der MA 10, der Abteilung für die Wiener Kindergärten.

Zur Frage, woher Schönheitsideale kommen, scheint es ebenso viele Theorien wie Wissenschaften zu geben. Evolutionspsychologisch betrachtet wird uns das Streben nach Schönheit angeblich schon in die Wiege gelegt: Ein Experiment zeigte, dass Babys attraktive Menschen länger ansehen als solche, die als weniger attraktiv gelten. Das soll damit zu tun haben, dass schöne Menschen körperlich robuster, also gesünder und damit fortpflanzungsfähiger sind. Auch unterschiedliche Ideale für Männer und Frauen werden damit auf zweifelhafte Weise erklärt: Während Männer zwecks Reproduktion und Fruchtbarkeit schöne Frauen suchen, ginge es den Frauen eher darum, einen ökonomischen „Erhalter“ für ihre Kinder zu finden. Der muss nicht zwangsläufig gut aussehen. „Diese Theorien erklären aber nur den Ist-Zustand. Und wenn der genau umgekehrt wäre, würden sie ihn eben andersrum erklären“, sagt Elisabeth Ponocny-Seliger, Psychologin und Lehrbeauftragte für Gender Research an der Uni Wien.

**BEWUSSTER UMGANG MIT UNTERSCHIEDEN.** Die vermeintlich evolutionspsychologisch vorgegebene Rollenteilung bemerkt auch Sandra Haas. Sie leitet den Bildungskindergarten *Fun&Care* im 15. Wiener Gemeindebezirk, den Nomingoa, Maija und

Amina besuchen. „Mädchen werden dafür gelobt, dass sie schön sind. So lernen sie, dass es ihre wichtigste Kompetenz ist, süß zu sein. Buben lobt man hingegen für ihre Fähigkeiten“, sagt sie. Der *Fun&Care* Kindergarten wurde 1999 eröffnet und war damals der erste geschlechtssensible Kindergarten Wiens. Zentrales Anliegen der geschlechtssensiblen Pädagogik ist es, den Kindern Raum für Entwicklung abseits von gesellschaftlich vorgegebenen Rollenbildern zu geben. Buben und Mädchen soll Chancengleichheit in allen Lebensbereichen ermöglicht werden: Mädchen können Pilotinnen werden und Buben Stewards, wenn sie das wollen.

„Das Besondere an *Fun&Care* war, dass wir ein Gesamtkonzept gemacht haben. Wir haben es auf vier Säulen gestellt: das Raumkonzept, die Bildungsarbeit, die Elternarbeit und das Personalkonzept“, erklärt Daniela Cochlár. Sie war die erste Leiterin des *Fun&Care* Kindergartens. 2008 wurde das Konzept der geschlechtssensiblen Pädagogik erstmals in einem öffentlichen Kindergarten der Stadt Wien eingeführt und dann allmählich in allen Kindergärten der Stadt Wien übernommen. „Schönheitsideale spielen im Kindergarten eine sehr große Rolle“, sagt Cochlár. „Ab drei, vier Jahren oder spätestens im Vorschulalter ist das ein sehr großes Thema. Das ist auch nachvollziehbar: Wer von uns möchte denn nicht hübsch sein? Das hat ja auch viel mit Wertschätzung, Anerkennung und Akzeptanz zu tun.“



Im *Fun&Care* Kindergarten wirkt auf den ersten Blick alles wie in jedem anderen Kindergarten. Wer die kleinen Unterschiede erkennen will, muss genauer hinschauen – und auch hinhören: Wenn Pädagogin Katharina ihrer Gruppe etwas vorliest, sucht nicht nur der Tiger nach Futter, sondern auch die Tigerin. Wenn die Kinder Fußball spielen und Katharina im Tor steht, ist sie automatisch für alle die Torfrau, und nicht der Tormann. Wird im Kindergarten etwas kaputt, versucht Leiterin Sandra Haas es zuerst selbst zu reparieren, damit die Kinder sehen, dass auch Frauen handwerkliche Aufgaben

Kinder machen Julia schön. Vielleicht wolle er selbst irgendwann so lange Haare haben, überlegt David; da verwirft er den Gedanken auch schon wieder: Bei Mädchen sind lange Haare ja schön. Aber bei einem Buben? Da geht das nicht, stellt David fest.

**VERSCHIEDENE EINFLÜSSE.** Selbst wenn Eltern darauf achten, ihre Kinder fernab von Rollenklischees zu erziehen, werden sie spätestens im Kindergarten davon eingeholt. „Auch bei uns sind 90 Prozent der Mädchen rosa gekleidet. Das wollen wir den Kindern auch nicht wegnehmen – sie sollen

Nicht nur Personen im direkten Umfeld beeinflussen die Kinder – im Fernsehen oder online sehen sie täglich, was schön ist: Barbies für Mädchen, Roboter für Jungen. „Kinder im Kindergartenalter wissen unterbewusst, welche Eigenschaften und Fähigkeiten sie ausbilden sollen, damit sie für ihr Geschlecht passend wahrgenommen werden“, sagt Claudia Schneider. Sie ist Leiterin des Vereins *Efeu*, der sich mit geschlechtssensibler Pädagogik beschäftigt. Kürzlich ist sogar eine neue *Lego*-Edition für Mädchen herausgekommen: Sie ist rosa, enthält fünf „Freundinnen“ als Spielfiguren, die ihre Zeit im Schönheitssalon, im



meistern können. In jeder Gruppe sollte es einen Kindergartenpädagogen mit einer Assistentin oder eine Kindergartenpädagogin mit einem Assistenten als Rollenvorbilder geben. Ein weiteres wichtiges Element im geschlechtssensiblen Kindergarten ist die Raumteilung. Im Unterschied zum herkömmlichen Kindergarten findet man bei *Fun&Care* weder eine rosarote Puppenecke noch eine traditionelle Bauecke. Das Spielzeug soll für alle Kinder gleichermaßen bereitstehen. Dazu gehört auch die bewusste Auswahl von Spielmaterialien. Aus durchsichtigen Plastikcontainern können sich die Kinder bunte Soft-Bausteine, Puppen oder Spielfiguren holen. In jeder Gruppe steht auch ein Kosmetikkorb bereit: Mit Schminkepinseln, Haarbürsten und leeren Haarsampooflaschen, die beim Öffnen noch nach Seife duften. Auch dieses Spielzeug ist für Buben und für Mädchen.

Und tatsächlich ist es ein Bub, der als erstes zur Bürste greift. Fest entschlossen fährt David *progress-*Autorin Julia durch ihr langes, rot-braunes Haar: „Wenn ich fertig bin, werden deine Haare so lang und schön sein, wie die von der Rapunzel“, sagt er. Sekunden später ist Julia von vier Kindern umringt. Ihre Haare werden in Bereiche eingeteilt, sodass man sich beim Frisieren nicht allzu sehr in die Queer kommt. Ein anderer kleiner Junge beginnt ihr Gesicht mit dem Schminkepinsel zu pudern. Zwei Mädchen leeren fiktives Shampoo auf ihren Kopf – die

sich aber nicht über die Farbe definieren“, sagt Kindergartenleiterin Haas. Bis zum Kindergartenalter wird fast jedes Kind sagen, dass „die Mama“ die schönste Frau sei. „Das ist wirklich lieb und da antworten fast alle gleich“, erklärt Psychologin Ponocny-Seliger. Dann sind plötzlich Prinzessin Lillifee und Barbie schön und bei Buben ist vor allem Superman cool. Plötzlich gibt es eine Reihe von Einflussfaktoren: die Eltern, die KindergartenpädagogInnen oder andere Kinder, die ein Vorbild sein können. Wenn ein Mädchen dann ein rosafarbenes Röckchen anhat, wollen es die anderen auch. Und sie fordern es zu Hause auch ein. „Die Kinder dürfen hübsch sein, Prinzessin sein, ein Röckchen anhaben; es gibt aber adäquate Kleidung für bestimmte Zwecke. Wenn man in die Sandkiste spielen geht, ist eine Gatschhose wesentlich hilfreicher als ein Rock“, sagt Cochlár.

In der Praxis des Kindergartens ist es nicht immer einfach, das Konzept der geschlechtssensiblen Pädagogik umzusetzen. „Natürlich wird niemand gezwungen. Wenn ein Mädchen rosa tragen will, ist das vollkommen in Ordnung. Die Farbe an sich ist ja nicht das Problem. Man muss den Kindern nur aufzeigen, dass es auch anders geht“, sagt *Fun&Care*-Leiterin Haas. Im Fasching versucht sie das Klischeeproblem geschickt zu umgehen: Damit es nicht nur Prinzessinnen und Cowboys gibt, werden immer wieder andere Themen ausgewählt.

Kaffeehaus und auf dem Reithof verbringen; bauen kann man damit kaum mehr etwas. „Begriffe wie ‚schön‘ oder ‚stark‘ sind sogenannte ‚Gender Codes‘, Eigenschaften, durch die eine von den zwei in unserer Gesellschaft verfügbaren Kategorien, nämlich männlich oder weiblich, ausgedrückt werden. Wir können diese Begriffe schnell einordnen, weil wir in diesem dualen Zweigeschlechtersystem denken“, erklärt Schneider. Freiräume, in denen Kinder vieles ausprobieren können, hält sie für besonders wichtig. Sie erzählt von einem Kindergarten, wo ein männlicher Pädagoge mit den Buben der Gruppe Schönheitssalon spielte. „Das sind Erfahrungen, die Kinder oft so nicht machen können. Dafür einen geschützten Rahmen anzubieten, kann sehr produktiv sein.“

Zurück im Kindergarten wird ein Bub von den Mädchen zum Mutter-Vater-Kind-Spielen in die obere Etage eines einstöckigen Spielhauses beordert. Er erhält Anweisungen, wie er das Puppenbaby richtig pflegen muss. Seit der eigenen Kindergartenzeit hat sich ja doch nicht alles geändert; nur wird heute viel bewusster mit den Kindern und den Rollen, in die sie gedrängt werden, umgegangen. Das tut den künftigen Astrophysikerinnen und Hausmännern gut.

*Verena Ehrnberger und Julia Prummer studieren Rechtswissenschaften an der Universität Wien.*

# Schnurrbärtige Hipster

Schnurrbärte, Hornbrillen und Fahrräder ohne Gangschaltung machen sie zu dem, was sie sind. Vornehmlich junge weiße Männer aus gut situiertem Elternhaus geben sich heute dem Hipstertum im Vintage-Effekt hin – und prägen durch ihr Aussehen neue Schönheitsideale.

Die schlacksige Figur in enge Röhrenjeans gezwängt und mit ihrer Nerdbrille über den Bildschirm des MacBooks blickend begegnet man ihnen in den lokalen Trendcafés – Hipster. Dass das Aussehen in dieser Szene eine gewisse Rolle spielt, wird dabei schnell klar. Styling und Mode stehen im Vordergrund einer neuen Subkultur, die eigentlich schon lange wieder Mainstream ist. Fragt man nach dem, was Hipster ausmacht, ist die rasche Antwort, dass das Styling einfach einen „heruntergekommenen, altmodischen Touch“ habe, so die WU-Studentin Johanna. Sie selbst müsse sich an die „kreativen Schnurrbärte“ der Hipster-Männer, wie sie auch ihr Freund Louis trägt, aber „wohl erst noch gewöhnen“.

**BLÜTEZEIT UND IHR REFLORIEREN.** Der Begriff des Hipsters hat seinen eigentlichen Ursprung in der amerikanischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Er galt als die schwarze subkulturelle Figur, die den Bebop der späten 1940er-Jahre repräsentierte. Sein begriffliches Revival wird 1999 in Williamsburg, New York, angesetzt, als der Retro-Chic, der nichts mit dem ursprünglichen Hipster mehr am Hut hatte, die Straßen Brooklyns besiedelte und von dort aus nach Europa überschwappte. Seither gilt das Hipstertum als Subkultur der frühen 2000er-Jahre, der aber niemand so richtig angehören will: „Ich sehe mich als Hipster und auch nicht; es ist paradox. Ein echter Hipster ist eben auch keiner – hasst sie im besten Fall sogar“, meint Student Louis, der wegen seiner *facebook*-Fotos mit *Instagram*-Effekt von seinen Freund\_innen als Hipster abgetan wird.

**EINE FRAGE DER IDENTIFIKATION.** Jugend- und Subkulturen bieten immer einen Zusammenhalt, eine Abgrenzung gegenüber den Nicht-Dazugehörigen durch die eigenen Codes. Die *Sex Pistols* packten den jugendlichen Nonkonformismus der 1970er-Jahre in ihre Liedtexte, begleitet von Punk, bevor er zur Retro-Mode-Erscheinung wurde. Irokesen wurden zum Schönheitsideal und Vivienne Westwood gab der Szene einen unverwechselbaren

Look. Rebellion und do it yourself waren angesagt. Die Subkultur hatte eben nicht nur ein Identifikationsmerkmal, sondern zog sich durch die verschiedenen identitären und kulturellen Bereiche. Doch der Inhalt, die politische Forderung, das Dafür oder Dagegen scheint im Hipstertum zu fehlen. „Es ist unpolitisch und wirkt wie die komplette Individualisierung. Nichts mehr gemeinsam, alles unconnected, jeder und jede für sich selbst“, sagt Louis. So findet sich auch nicht der Musikstil Hipster in den Plattenläden dieser Welt, eine explizite Film- und Kulturszene gibt es nicht. Hipstertum ist viel mehr eine Mode-Erscheinung, die sich anderer subkultureller Elemente bedient. „Der Hipster selbst schafft per definitionem keine echte Kunst. Würde er (oder sie) das tun, wäre er (oder sie) ab diesem Moment kein Hipster mehr“, erklärt Mark Greif, Autor des Klassikers *Hipster. Eine transatlantische Diskussion*. Und so bedienen sie sich stattdessen einer Definition des Äußeren. Um sich klar vom Mainstream abzugrenzen, dienen die Klamotten, die Mama schon einmal trug, als auffälliges Modemerkmal. Und Männer wie Frauen hüllen ihre androgynen Körper in weite Shirts, mit mehr oder weniger lustigen Sprüchen. Es soll so wirken, als ob „kein Wert auf Äußerlichkeiten gelegt wird, sondern man nur zufällig gut aussieht“, beschreibt die 23jährige Johanna.

**IRONIE UND UNSICHTBARKEIT.** Wie jede andere Subkultur, definiert auch die überwiegend männliche Hipster-Szene ihre neuen Diskriminierungen und prägt auch ihren eigenen Sexismus. Dieser ist jedoch nicht der offene oder direkte, sondern er kommt im Deckmäntelchen der Ironie. Frauen werden objektiviert, in Rollenbilder gedrängt, in einer konstruierten Weiblichkeit überzeichnet – alles unter dem Stempel des „Humors“. So ist die Verwendung des Begriffs „Bitch“ in Shirt-Sprüchen und im Alltag wieder omnipräsent mit einem Augenzwinkern abgetan. Im *New York Magazine* brandete Alissa Quart den Begriff Hipster Sexism: „Hipster Sexism besteht in der Objektivierung der Frauen in einer

Weise, die Spott, Führungszeichen und Paradoxon verwendet: auf die Art, die man in der Literatur-Klasse gelernt hat.“ Allgemein spielen Frauen im Hipstertum eine Nebenrolle. Während ein klares Bild vom Aussehen, den Bärten sowie den Interessen männlicher Hipster herrscht, sind Frauen oft nur das Motiv vor der Vintage-Kamera, die Muse des Kunststudenten oder das Accessoire zu Holzfällerhemd und Röhrenjeans. Mark Greif erklärt es als klares Merkmal der Werte und sozialen Befindungen des Hipstertums, dass es „bislang nicht gelungen ist, den weiblichen Hipster zu lokalisieren, obwohl Frauen in jeder Sphäre, die durch das Hipstertum berührt wurde, eine zentrale Rolle spielen. Hipster-Frauen kommen häufig nur dann vor, wenn man über die Dominanz der Männer in der Szene spricht.“ Was einen weiblichen Hipster ausmacht, ist unklar. Versucht man, sie zu finden, sucht man entweder vergeblich oder findet Künstlerinnen, die eben den Geschmack eines Hipsters repräsentieren. Dayna Tortorici erklärt die Ikonisierung von weiblichen Hipster in Mark Greifs Bestseller als eine Degradierung ihrer eigentlichen Leistungen: „Es ist bezeichnend, dass die vermeintlichen Exemplare des ‚weiblichen Hipsters‘, sobald sie einmal vom Hipster-Geschmack akzeptiert und dafür gut befunden wurden, nicht mehr für ihre Kunst gepriesen, sondern zu Stilikonen umfunktioniert worden sind.“

Die Autorin Oona Kroisleitner studiert Rechtswissenschaften an der Uni Wien.

Lesetipps:

Mark Greif: „*Hipster. Eine transatlantische Diskussion*“, Suhrkamp Verlag

Alissa Quart: „*The Age of Hipster Sexism*“ in: *New York Magazine*



# FEUILLETON





# Nackte Männer

Das Wiener Leopold-Museum hat unter den Kuratoren Tobias Natter und Elisabeth Leopold eine kontrovers diskutierte Ausstellung initiiert. Noch bis zum 28. Jänner werden Skulpturen, Bilder und Installationen nackter Männer gezeigt.

Sogar die deutsche *Tagesschau* hat dieser Tage aus Wien berichtet. An manchen Straßenecken und Litfaßsäulen der Stadt sieht man die mögliche Ursache dafür. Es sind drei Männer auf einem Plakat. Vielleicht sind sie Fußballer, denn sie tragen Stollen und Schoner in den Farben der französischen Flagge. Die drei unterscheiden sich voneinander durch ihre unterschiedliche Hautfarbe und repräsentieren damit die kulturelle Diversität Frankreichs, so die ursprüngliche Intention der Fotografen Blanchard und Commy. Der Stein des Anstoßes lag jedoch woanders: Die drei Männer sind nackt.

Eine merkwürdige Begebenheit, bedenkt man, dass die Nacktheit letztlich ja den natürlichsten Zustand des Menschen darstellt. Und sprach nicht auch schon Heinrich Heine in seinen Reisebildern: „Wenn wir es recht überdenken, so stecken wir doch alle nackt in unseren Kleidern?“ Und dennoch scheiden sich die Geister an dieser Ausstellung. Eine ältere Passantin drohte in einem Bericht des *Standard* sogar damit, die Genitalien der Fotografierten „eigenhändig“ zu überpinseln. Und so sah sich die Museumsleitung letztlich in einem überraschenden Schritt der Selbstzensur dazu genötigt, einige der Plakate mit einem Klebestreifen zu versehen, wohl um den Fußballern, die in diesen kalten Wintertagen die Herzen so mancher ZuseherInnen nicht erwärmen konnten, wenigstens ein wenig Schutz der Intimsphäre zu gewähren. Eine seltsame Wendung, denn schließlich haben es nur wenige Ausstellungen der Wiener Kunstmuseen fertig gebracht, innerhalb so kurzer Zeit eine derartige Responsivität in der Öffentlichkeit hervorzurufen.

**SPIEGELBILD.** Nun ist Kunst als Reflexionsmittel realgesellschaftlicher Zusammenhänge schon per se widersprüchlich und darin liegt auch der interessante Ansatz, den das Museum mit dieser Ausstellung verfolgt. Denn die Nacktheit des Mannes, im Gegensatz zu jener der Frau, gehört nicht zu jenen visuellen Eindrücken, mit denen wir medial täglich konfrontiert werden. So sind auch die Reaktionen der BesucherInnen, sobald sie an dem übergroßen männlichen Akt „Mr. Big“ – eine begehbare Installation vor dem Leopoldmuseum, vorbeiflanieren, ein

Spiegelbild gesellschaftlicher Meinungsbilder. Die Reaktionen reichen von Belustigung bis Irritation. Und auch die Werbeplakate haben polarisiert. In einigen Wiener Gemeindebezirken soll es sich zum Volkssport der BürgerInnen entwickelt haben, die Zensurkleber der Museumsleitung abzureißen oder wieder anzubringen. Je nach Gesinnung.

Es ist spannend zu sehen, inwieweit die Ausstellungsmacher dieses gesellschaftliche Ringen in ihr Projekt selbst impliziert haben. Um die Exponate zu erreichen, muss man in das Untergeschoss des Leopoldmuseums hinabsteigen. Die Räume sind abgedunkelt. Es wird Intimität hergestellt. Das Sendungsbewusstsein der Ausstellung ist subtil; nach außen hin herausfordernd, im Inneren spiegelnd. Dabei geht sie auf das Gefühl des Verbotenen ein, des Voyeuristischen. Und sie zeigt auch die mögliche Verletzlichkeit des sogenannten „starken Geschlechts“, wenn sie ein Exponat der Künstlerin Louise Bourgeois zeigt, eine Latexkonstruktion des männlichen Geschlechtsteils – an einem Haken hängend.

Dieser Zugang stellt die Fassade einer tradierten männlichen Geschlechterrolle in Frage. Er schockiert. Und er rüttelt dabei auch an den Orten, die dem Männlichen vorbehalten sind, wenn in einem abgesonderten Raum die Aufnahmen einer ungarischen Aktionskünstlerin gezeigt werden, die sich, als Mann verkleidet, in ein Badehaus für Männer begibt.

Und immer wieder stellt sich dabei die Frage, warum es so „delikat“ ist, den männlichen Körper nackt zu zeigen, wenn dies beim weiblichen zur Alltagsnormativität gehört. Die Kuratoren stellen die „nackten Männer“ dabei – als Teil des Diskurses dieser Frage – in direkten Zusammenhang mit der feministischen Forschung und den Gender Studies, ohne deren „Erfahrung und Anregung das Projekt nicht denkbar gewesen wäre“, und sehen ihre Ausstellung als Spiegelbild einer gesellschaftlichen Entwicklung, welche die „vordem scheinbar festgefügteten Kategorien wie ‚Männlichkeit‘, ‚Körper‘ und ‚Nacktheit‘“ auf breiter Basis ins Wanken gebracht hat.

**ROTER FADEN.** Diese Perspektive ist erfreulich, wenn es auch merkwürdig erscheint, dass, nur durch einen Vorhang getrennt, hinter einem der Ausstellungsräume ein Durchgang zu einer Auswahl hell-erleuchteter Klimt-Bilder führt, darunter einige nackte Frauen. Dass selbiger mit Männer-Akten (darunter Selbstporträts) auch in der Ausstellung zu finden ist, zeigt auch eine profanere Seite der Schau. Zwar versuchen die Kuratoren einen roten Faden durch das Projekt zu ziehen, doch wird der für den öffentlichen Diskurs so wichtige Haupteffekt letztlich dadurch erzielt, dass eine große Anzahl an Ausstellungsstücken zusammengezogen wird. Vielen wird man im Alltag begegnen, so in den verschiedensten Galerien, aus denen Teile des Bestandes entliehen sind. Und letztlich findet sich die männliche Nacktheit auch an Orten, die nicht gerade für ihre Freizügigkeit bekannt sind. Die Rede ist hier von Engelsstatuen in der Kirche.

Viel scheint also vom Kontext abzuhängen, in dem sich Menschen mit Nacktheit oder Körperästhetik befassen. Während die Sexualisierung innerhalb der Medien, hier ist vor allem Werbung zu nennen, zur Normativität gehört, scheinen Schamgrenzen überschritten zu sein, wenn eine Kunstaussstellung mehr oder weniger lebensnahe Gemälde und Exponate ausstellt. Gerade deshalb scheint sie notwendig. Direktor Natter antwortete auf die Frage nach dem „Warum“ dieser Ausstellung: „... weil sie überfällig ist.“

Im Nachhinein betrachtet mutet die Zensur der Werbeplakate umso seltsamer an. Dabei zeigen die Ausstellungsmacher jedoch einen feinen Hauch von Ironie. Im gleichen Ausstellungsraum, in dem sich auch das Originalbild der drei nackten Fußballer findet, hängt das Plakat einer längst vergangenen Kunstaussstellung. Neben der zensierten Version, die aufgrund der vermeintlichen Anstößigkeit des Originals den Vorzug erhielt.

Der Autor Rudolf Bede studiert Soziologie und Psychologie an der Uni Wien.



# Wer zufrieden ist, ist tot

Robert Stadlober ist die große Bühne gewöhnt: Berlinale, Burgtheater und Auftritte mit seiner Band *Gary*. Aber nicht die Bühne macht den Star – sogar in der alten Sparkasse in Wels steht er im Rampenlicht: An der Seite seines Freundes, des Regisseurs Richard Wilhelmer, plaudert und scherzt er in einem kleinen Vorführsaal am *International Youth Media Festival* (YOUKI) vor jungem Welser Publikum über Wilhelmers Debutfilm *Adams Ende*. Den beiden macht das sichtlich Spaß.

**progress:** Viele junge Leute hier am Festival kennen die Probleme, die Adam und die anderen ProtagonistInnen in eurem Film erleben: ein Job, der einen nicht ausfüllt und eine Beziehung, die ein wenig eingeschlafen ist. Spiegelt der Film eigene Erlebnisse wider, Richard?

**Wilhelmer:** Der Grund, warum ich mich in meinem ersten Spielfilm gerade dieses Themas angenommen habe, war, dass die Recherche im Grunde genommen schon gemacht war. Es ist kein autobiographischer Film, aber er beinhaltet natürlich autobiographische Versatzstücke, an denen ich mich orientiert habe. Das ist ja das Schöne: Guerillaartig wohin zu gehen und etwas zu drehen, das man dort ähnlich im wirklichen Leben erlebt hat.

Sind das nicht ziemliche Luxusprobleme, die im Film beschrieben werden?

**Wilhelmer:** Klar. Der Film spielt in Berlin; die Stadt ist irgendwie symbolisch für diese Schwierigkeiten: Man kann sich hier entweder zu Tode feiern und an der Vielzahl seiner Möglichkeiten scheitern oder etwas draus machen. *Adams Ende* beschreibt die erste Variante, wo der Protagonist nicht fähig ist, Entscheidungen zu treffen und zufrieden zu sein, mit dem, was er hat. Am Ende zerstört er alles – gewollt oder ungewollt.

Seid ihr denn zufrieden?

**Stadlober:** (lacht) Wenn man zufrieden ist, mit dem, was man hat, dann hat man seinen Sarg ...

**Wilhelmer:** (lacht auch) Dann ist man Jesus!

**Stadlober:** Im Ernst: Zufriedenheit hat zumindest für mich etwas mit Tod zu tun. Wer zufrieden ist, ist angekommen – in irgendeinem Loch. Nie zufrieden zu sein, ist glaube ich eine sehr gute Lebenshaltung. Aber sagen wir mal so: Die relativ irrationalen Verwirrungen der Adoleszenz haben

## Regisseur Richard Wilhelmer und Hauptdarsteller Robert Stadlober erklären, warum ihr Film „Adams Ende“ ein guter Anfang ist.

ein wenig nachgelassen, und es sind zumindest bestimmte Entscheidungen nicht mehr so schwierig, weil man sie schon öfter falsch getroffen hat.

*Adams Ende* streift einige Genres: Zuerst ist es ein klassisches Beziehungsdrama, dann artet es in einen Psychothriller aus. Ist das massentauglich?

**Wilhelmer:** Einige Sponsoren hätten sicher von Beginn weg gesagt, dass das komplett wahnsinnig ist. Wir hatten halt keine.

**Stadlober:** Ich glaube, es ist im deutschsprachigen Film nicht gerade Usus so etwas zu machen: In der Regel muss alles sehr nachvollziehbar sein, was bei *Adams Ende* nicht immer der Fall ist. Bei einer Publikumsdiskussion hat uns mal jemand drauf festgenagelt, ob sich der Protagonist das Ende nur eingebildet hat oder ob das wirklich so passiert ist. Da kann man echt nur antworten: „Denken Sie sichs doch selbst aus!“

In *Adams Ende* gibt es einige Stellen, in denen mitschwingt, dass Homosexualität immer noch ein Tabuthema ist ...

**Wilhelmer:** Im Film bleibt das eher unausgesprochen. Der Protagonist Adam fühlt sich zu seinem Freund Conrad vielleicht ein wenig hingezogen, hat aber starke Berührungsängste. Und das ist tatsächlich etwas, was oft Homophobie beschreibt – auch in vielen anderen Filmen.

**Stadlober:** Homophobie gibt es immer noch sehr stark. Gerade in der linksliberalen Szene, in der ich mich auch bewege, finde ich es erschreckend, wie sehr Männer Angst vor Nähe zu anderen Männern haben. Und auch wie sehr Homophobie als komische Form von Humor benutzt wird. Das Schimpfwort „Schwuchtel“ oder „Homo“ ist heute, glaube ich, noch salonfähiger als vor 15 Jahren. Ich weiß nicht, wie oft ich in Berlin von irgendwelchen Leuten im Hipster-Outfit als Schwuchtel beschimpft werde.

Ihr seid auch beide hauptsächlich in Berlin tätig. Gefällt es euch in Wien nicht?

**Wilhelmer:** Naja, Berlin ist ein guter Nährboden für kreative Projekte, weil es – zumindest früher – sehr billig war. Deshalb sind sehr viele Leute zugereist: Weil sie sich die Mieten leisten konnten, weil sie sich das Essen leisten konnten. Es war ein Sammelort für Leute, die willig waren, allen möglichen Blödsinn mitzumachen. Von diesem Ruf lebt die Stadt noch immer. Und aus allem möglichen Blödsinn entstehen irgendwann ernsthafte Projekte ...

**Stadlober:** Als junger Mensch aus der österreichischen Provinz gibt es nur zwei Möglichkeiten: Eine ist die

haben wir festgestellt, dass wir beide aus der Obersteiermark kommen. Auch dass ich drei Jahre in Wien über Richards Freundin gewohnt habe. Und dass er in Berlin eine Wohnung gehabt hat, die Wand an Wand mit meiner alten Wohnung dort lag. Getroffen haben wir uns nie.

**Wilhelmer:** Wir sind fast unser ganzes Leben aneinander vorbeigelaufen. In einer sehr rotweinlastigen Nacht haben wir dann Pläne geschmiedet für mögliche zukünftige Projekte.

Wie sah das Budget aus?

**Stadlober:** Grandios ...

**Wilhelmer:** Ich wollte sehr bewusst keine Fördermittel für den Film, um Narrenfreiheit zu genießen. Dadurch hatten wir halt auch kein Geld: Robert und ich haben unser Taschengeld zusammengelegt; jeder hat 1000 Euro zum Budget gegeben. Eine kleine För-

Foto: Ferdinand Ferrolì



sehr mutige und wahrscheinlich auch die richtigere, nämlich das Land zu verlassen. Die andere, halbseidene ist, dass man nach Wien geht. Das kann auch super sein, nur dass man meistens in den gleichen Strukturen hängen bleibt wie zu Hause; da sitzt man dann halt zwischen Autos und Straßenbahnen, statt zwischen Feldern und Ställen.

Wie habt ihr beide euch eigentlich kennengelernt?

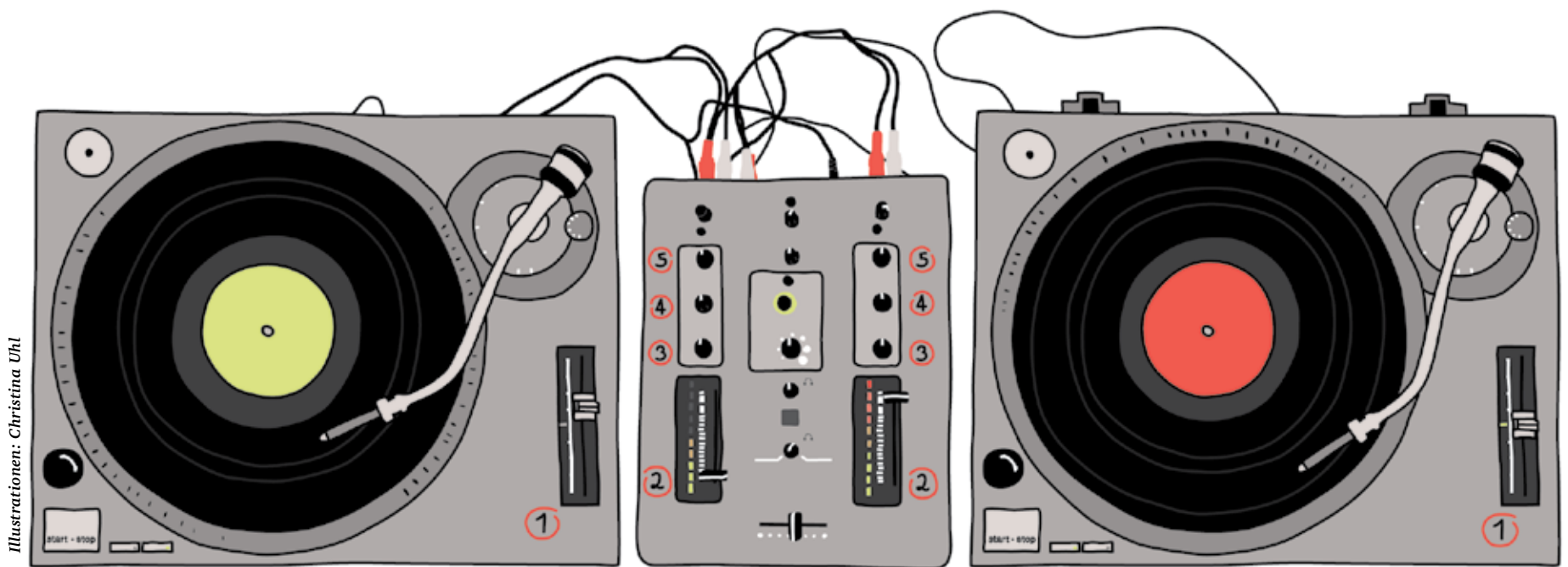
**Stadlober:** Über Alec Empire [Anm. Red.: von der Band *Atari Teenage Riot*], einen gemeinsamen Freund von uns. Er hat ein Treffen organisiert und da

derung von 3000 Euro haben wir dann doch noch bekommen und verbraten. Das heißt, wir hatten ein Gesamtbudget von 5000 Euro. Dadurch waren wir auf den „Goodwill“ der Beteiligten angewiesen: Leute, die uns Kameras geben, die ohne Bezahlung mitarbeiten ... das soll aber durchaus kein Konzept für die Zukunft sein, weil diese Art von Selbstaussbeutung auf lange Sicht nicht produktiv ist.

*Ferdinand Ferrolì studiert Journalismus an der FH Wien. Julia Prummer studiert Rechtswissenschaft an der Uni Wien.*

# Spin the record!

Turntablism at its best: Misonica zeigt dir die ersten Schritte.



Illustrationen: Christina Uhl

Schallplatte auf den Teller, Signale in das Mischpult, Sound aus der Anlage!

Einfaches Prinzip und klingt eigentlich ganz logisch. Aber bitte wer, außer in die Jahre gekommene Hipies mit fetischhafter Attitüde, spielt noch verstaubtes Vinyl? Die jüngere Generation der Discjockeys versteckt sich hinter ihren Notebooks und drückt auf ein paar Knöpfe, während sie herumtanzen oder etwa mit den Händen klatschen.

Grund genug, sich auf die Ursprünge zu besinnen, denn gerade die Schallplatte erfährt wieder ein Revival. Ein kleines Tutorial für Anfänger\_innen und jene, die es noch werden wollen!

## DIE BASIS - UND IHRE FUNKTION

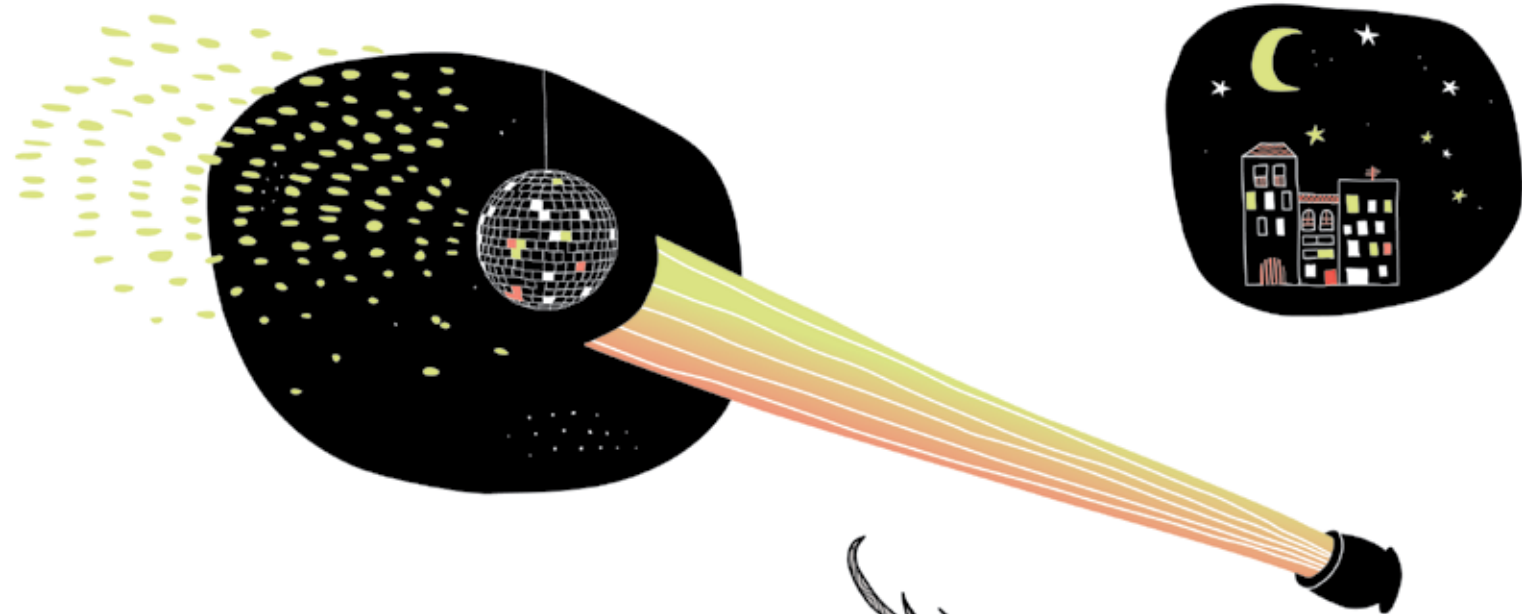
Analoge DJs hantieren meist mit zwei Plattenspielern, einem Mischpult und einem Kopfhörer, sam-

eln runde, zumeist schwarze Scheiben aus Vinyl ihrer Lieblingslabels und Produzent\_innen. Digitale DJs wiederum besitzen Programme wie *Serato Scratch* oder *Traktor*, mit denen sie Musik in Form von digitalen Daten auf so genannte Timecode-Vinylplatten spielen. Somit werden die Haptik und die Handhabung des analogen Auflegens nachempfunden, der Plattenspieler ist also im digitalen Bereich keineswegs obsolet. Dieser besitzt einen Motor, der die Vinylplatte dreht. Der Tonarm nimmt die Signale über die Nadel auf und schickt das ganze in das Mischpult.

Das Mischpult ist dazu da, den Titel zu verändern, einzelne Spuren zu verstärken oder rauszunehmen. Es ist das elementare Werkzeug der DJs, der Sound kann durch das Mischpult regelrecht gepeitscht und verzerrt oder auch zart gestreichelt werden.







### DIE TECHNIK UND DIE PRAKTIK

Aber was genau machen denn die DJs an Knöpfen nervös herumdrehend, Platten energisch vor- und zurückschiebend, mit großen Kopfhörern an den Ohren zum Takt nickend hinter ihrem Equipment? Auf den Punkt gebracht: Sie mischen zwei Tracks ineinander, sodass der Anfang und das Ende miteinander zerfließen und verschmelzen und ein Endlos-Track entsteht.

### MATCH THE BEAT

Jeder Track hat eine bestimmte Geschwindigkeit, eine gewisse Anzahl an Beats per Minute. Diese Anzahl betonter Schläge in der Minute gilt es zu erkennen. Am besten man hört sich den Track an und zählt einfach mit der Baseline mit: eins, zwei, drei, vier – und so weiter. Das funktioniert auch mit Klatschen ganz gut. Wenn der erste Song gespielt wird, gilt es, den zweiten Song reinzumischen, indem man als erstes die Geschwindigkeit beider abgleicht. Das heißt, über den Kopfhörer wird nun der neue Track gehört und angepasst. Am Plattenspieler gibt es den sogenannten Pitchfader (1, siehe Grafik links), der den Motor des Plattenspielers schneller oder langsamer werden lässt. Am Regler also so lang rumspielen, bis die Geschwindigkeit passt, dann noch mehrere Takte anhören, die Platte eventuell noch nachziehen oder kurz anstoppen, bis die Baseline der zwei Tracks vollkommen übereinanderliegt. Bis man das Hörgefühl dahingehend entwickelt hat, dass das Beatmatching schnell erfolgt, braucht es konsequente Übung!



### DER ÜBERGANG UND DAS MISCHPULT

Das Mischpult ist das Teil mit den vielen Knöpfen, das beim ersten Anblick wahrscheinlich Verwirrung stiftet. Die wichtigsten Elemente des Mischpults: die Fader (2) des jeweiligen Kanals, der Bass (3), die Mitte (4), die Höhe (5) und der Kopfhörer-Eingang mit Lautstärkenregelung, der meist mit einem Kopfhörersymbol versehen ist. An jedem Mischpult gibt es mindestens zwei Kanäle, die mit den Plattenspielern verbunden sind. Jeder Kanal hat einen Fader, der dazu da ist, den Track der Platte laut über die Anlage zu schicken.

Wenn also jene Platte, die gerade laut gespielt wird, mit der Platte, die man nur über den Kopfhörer hört, synchron läuft, kann der Fader der zweiten Platte langsam hochgezogen werden, sodass nun beide Platten gleichzeitig laufen und laut gehört werden. Nun wird es Zeit, sich an die Regler des Basses, der Mitte oder der Höhe heranzumachen, um mit den einzelnen Spuren des Tracks zu spielen. Hier ist die künstlerische Freiheit beinahe unend-

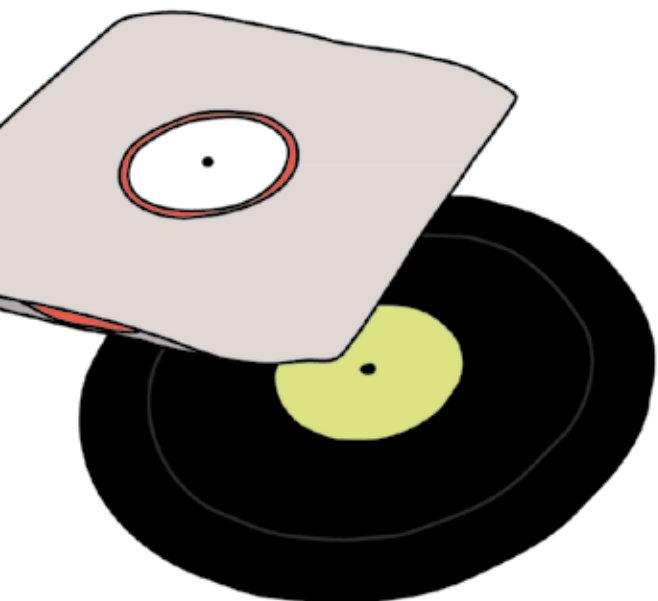
lich, jeder DJ entwickelt seine eigene Art zu mischen! Beispielsweise am Bassknopf drehend, wird der Bass eines Tracks entweder verstärkt oder ganz aus dem Lied genommen, sodass nur mehr die hohen und mittleren Töne zu vernehmen sind. Je nach Mischpult gibt es auch die Möglichkeit, einen Effekt über den Sound zu legen, vom einfachen Filter bis hin zu einem Echo.

### DAS ENDE

Vor allem im digitalen Bereich gibt es für Anfänger\_innen etliche Hilfestellungen. Die BPM-Zahl wird angezeigt und es existiert sogar ein Sync-Knopf, der einem das Beatmatching komplett erspart. Der Gefahr, von Ahnungslosen als Retro beschimpft zu werden, zum Trotz, kauft Platten und macht eure Übergänge selber.

Es lohnt sich!

Elisabeth Falkensteiner aka Misonica  
[www.soundcloud.com/misonica](http://www.soundcloud.com/misonica)



# „Zwischen Humor und Härte liegt die Wahrheit“

## Die Kulturwissenschaftlerin und Filmemacherin Sarah Diehl über Identitäten, deutsch-israelische Projektionen und weitere Romanprojekte.

Im Mittelpunkt von Sarah Diehls Erstlingsroman *Eskimo Limon 9* steht die Familie Allon, die aus Israel in ein Dorf in der hessischen Provinz zieht. Dort hatten seit dem Zweiten Weltkrieg keine Juden und Jüdinnen oder Israelis mehr gelebt. Selbst mit bestimmten Stereotypen gegenüber der deutschen Gesellschaft behaftet, wird auch die Familie schnell zur Projektionsfläche tiefsitzender Ängste und Vorurteile der ansässigen Bevölkerung. Auf humorvolle Art und mit einfacher, aber ehrlicher und ernster Sprache zeichnet Diehl ein facettenreiches und komplexes Bild deutsch-israelischen Zusammenlebens mit all seinen Widersprüchen – ein mutiges, längst überfälliges Werk, aus dem mensch so einiges lernen kann.

**progress:** Sie haben bislang eher zu feministischen Themen publiziert. Was hat Sie nun dazu bewegt, die Geschichte einer israelischen Familie in Hessen zu erzählen?

**Sarah Diehl:** In Deutschland besteht der Bezug zu „den Juden“ vor allem in der Gedenkkultur, also in einer eher abstrakten Auseinandersetzung mit Gedenksteinen und Mahnmalen. Ich hingegen wollte der Frage auf den Grund gehen, was passiert, wenn sich die Menschen tatsächlich in alltäglichen Situationen begegnen. Da gibt es noch keine Selbstverständlichkeit. Ich habe in den letzten Jahren in Berlin viele gute Bekanntschaften mit Israelis und Leuten mit jüdischem Hintergrund aus anderen Ländern gemacht und war mit ihnen in Israel unterwegs. Aus diesen Begegnungen und Gesprächen entstanden die Geschichten des Romans. In meinem Buch geht es darum, wie sich Menschen in den ihnen zugeschriebenen Identitäten gefangen fühlen. Das ist wahrscheinlich auch der Zusammenhang mit meinen anderen Arbeiten zum Thema ungewollte Schwangerschaft – die Betrachtung, wie und wodurch Menschen in ihren Körpern gefangen sind.

Sie zeigen, auf welche Art und Weise die neu zugezogene Familie für das

hessische Dorf zur Projektionsfläche wird. Gleichzeitig scheint es, als wollten Sie weniger mit Klischees abrechnen, als über alltägliche Lebensrealitäten von Juden und Jüdinnen in Israel wie in Deutschland aufklären.

Ich weiß nicht, wie man noch extra abrechnen soll, wenn man die Vorurteile aufzeigt. Es geht ja auch um die Betrachtung meiner eigenen Fehlleistungen. Das war für mich der Versuch, ehrlich damit umzugehen, dass man sich Vieles nicht zu fragen traut, andererseits auf sein Gegenüber seine eigenen Vorstellungen projiziert und vielleicht auch nicht nachfragen will, damit der oder die andere das Klischee bleiben kann, das man für die eigene Geschichtsaufarbeitung braucht, was wiederum Abwehr und Antisemitismus produziert. Gleichzeitig will man grenzüberschreitend sein, um den anderen zu verstehen, und versucht das mit ethischen und moralischen Bedenken zu kaschieren. Ich wollte in der Geschichte das Eingeständnis der eigenen Unsicherheit und Unkenntnis produktiv machen, anstatt diese schönzureden.

Der Klassenlehrer im Roman fragt sich, ob es spezielle Unterrichtsmaterialien für jüdische Kinder gibt. Nehmen wir an, Ihr Buch würde zur Schulpflichtlektüre gehören, könnte oder sollte es auf diese Weise eingesetzt werden?

Ja, das wäre ein lustiger Kontrast. Der Gedanke des Lehrers bezieht sich ja darauf, dass es solche Unterrichtsmaterialien für Kinder aus sozial schwachen und migrantischen Familien gibt. Er benutzt diese Kategorie also unhinterfragt und macht gleich noch eine Schublade auf, in die er die jüdische Familie als Problemfall einordnen kann. Ich würde mir wünschen, dass mein Buch in Schulen gelesen wird, weil ich glaube, dass damit gerade mit seinen Bezügen zur Alltags- und Popkultur ein neuer passender Zugang für Jugendliche eröffnet wird, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen.

„Als Deutscher ist man wohl zwangsläufig entweder Philo- oder Antisemit“, meint ein altlinker Protagonist in Ihrem Buch. Tatsächlich sparen Sie deutsche positive Identifikationsfiguren weitgehend aus. War es eine bewusste Entscheidung, keine widerspruchsfreien Identifikationsmöglichkeiten für deutsche LeserInnen zu schaffen?

Der Roman handelt schließlich von all diesen Widersprüchen und sollte dazu anregen, auch die eigenen anzuerkennen. Und daraus sollte nicht Abwehr sondern Erkenntnis folgen. Das Zitat bezieht sich auf genau diese konträren Pole, in denen die Deutschen gefangen sind, wenn sie „Juden“ eben nicht in ihrer Komplexität als Menschen begegnen.

Anders als viele andere Deutsche, die ihre „bewegenden Erfahrungen“ oder ersten Kontakte mit Juden und Jüdinnen literarisch verarbeitet haben, haben Sie in Ihrem Roman selbst eine jüdisch-israelische Perspektive gewählt. In einer durchwegs zustimmenden Rezension der *Jüdischen Allgemeinen* ist sogar von einer „literarischen Judenmaske“ die Rede, die Sie jedoch nicht „aufgesetzt“ hätten. Wie waren die Reaktionen auf die Aneignung dieser Perspektive als Nicht-Jüdin?

Das waren meine größten Bedenken beim Schreiben. Ich habe bereits viele Lesungen an Orten der jüdischen Gemeinde gemacht und bisher wurde das Buch durchwegs positiv aufgenommen. Aber tatsächlich ist es ja so, dass ich die Stimmen meiner Bekannten mit jüdischem Hintergrund mehr dokumentiert als erfunden habe, und ich habe eher Zuspruch dafür bekommen, diese Perspektiven repräsentiert zu haben.

Im Roman ist nicht nur Platz für eine Bandbreite facettenreicher Charaktere und vielfältige Aspekte des israelisch-deutschen Zusammenlebens, sondern auch für Ernst und Humor. Sehen Sie Humor als eine Strategie und Vermittlungstechnik?

Ich steh halt auf solche AutorInnen wie Kurt Vonnegut, zwischen Humor und Härte liegt die Wahrheit.

Planen Sie weitere thematisch ähnliche Romane?

Wenn sich dieser Roman darum dreht, das imaginäre Verhältnis zwischen Juden/Jüdinnen und Deutschen zu betrachten, geht mein nächster Roman um eben dieses imaginäre Verhältnis zwischen EuropäerInnen und AfrikanerInnen. Da wird der Fokus vor allem auf ökonomischen und sexuellen Abhängigkeits- und Arbeitsverhältnissen liegen. Ich bin derzeit viel in afrikanischen Ländern unterwegs, Uganda, Nigeria, Namibia und Kongo, ich lebe dort jeweils für ein Monat, um für meinen Roman und zum Thema Schwangerschaftsabbruch zu recherchieren. In meinem nächsten Dokumentarfilm geht es wiederum darum, wie Frauen sich in der Illegalität helfen, sichere Abtreibungen zu organisieren.

Das Interview führte Judith Goetz.

### Zur Person

Sarah Diehl, geb. 1978, Filmemacherin, Autorin und Journalistin aus Berlin. Sie arbeitet seit acht Jahren zum Thema reproduktive Rechte, hat hierzu zwei Anthologien herausgebracht und einen preisgekrönten Dokumentarfilm gedreht – „Abortion Democracy: Poland / South Africa“.

Kommende Lesungstermine mit der Autorin:  
11. 1. KPÖ-Bildungszentrum, 19 Uhr, Lagergasse 98a, 8020 Graz.  
18. 1. Universität Salzburg, 19 Uhr.  
19. 1. Buchladen Chicklit, 18 Uhr, Kleeblattgasse 7, 1010 Wien



Sarah Diehl: „Eskimo Limon 9“. Roman. Atrium, Hamburg 2012, 320 S., 19,95 Euro



**VAGINA-STYLE**



*Lady Bitch Ray – Bitchsm. Emanzipation, Integration, Masturbation. Vagina-Style Votzenschleim Verlag, Stuttgart, 2012. 480 Seiten, ca. 20 Euro.*

Reyhan Şahin ist promovierte Sprachwissenschaftlerin und ehemalige Radiojournalistin. Bekannt wurde sie jedoch vor rund fünf Jahren unter ihrem Künstlerinnennamen Lady Bitch Ray als feministische Pornorapperin. „Feministisch?“, werden einige fragen – denn die Einordnung der 31-jährigen fällt schwer. Ihre Texte sind vulgär, ihr Auftreten ist

kontrovers. Sie selbst bezeichnet ihr erstes im Eigenverlag erschienenes Machwerk *Bitchsm* als neofeministisches Aufklärungsbuch, wobei der Begriff „Bitchsm“ synonym zu Feminismus verwendet wird. Şahin stellt ihr Konzept der selbstbewussten, klugen und sexuell aktiven „Bitch“ in die Tradition der Riot Grrrl-Bewegung sowie der Haltung und Musik von US-Rapperinnen wie Lil'Kim und Missy Elliot. Theoretisch knüpft sie an Judith Butlers *Gender Trouble* an, zieht im Gegensatz zu vielen RezipientInnen daraus jedoch die Konsequenz radikaler Weiblichkeit und Leiblichkeit. In der Liebe zum eigenen Körper und dessen Sexualität sowie dem Ehrgeiz zur Bildung sieht die Autorin die einzige Chance junger Frauen, mit ihrer Unterdrückung zu brechen. Dabei geht es wenig verkopft zu, sondern wird explizit und beispielhaft. Und das so zahlreich, dass auf den fast 500 Seiten früher oder später für jede etwas dabei ist: Şahin möchte möglichst viele unterschiedliche Frauen und auch profeministische Männer erreichen. Ein besonderer Fokus liegt jedoch auf heterosexuellen sowie türkischstämmigen Frauen beziehungsweise auf Frauen aus dem muslimischen Raum.

*Bitchsm* ist ein Aufklärungsbuch, das Frauen Selbstbewusstsein und Selbstliebe vermitteln soll.

Von Frauensolidarität über Ficktippis bis hin zur Familienplanung stellt Şahin moralische Maßstäbe, sexualpädagogisch wertvolle Ratschläge und selbstermächtigende Perspektiven bereit. Dies gelingt ihr mal großartig, mal peinlich – ein qualitatives Schwanken, das es gilt bei der Lektüre auszuhalten. *Bitchsm* ist keine revolutionäre Bibel, sondern der Versuch, Femininität als feministische Strategie zu fördern sowie Frauen alltäglich zu helfen, sich ihrer Unterdrückung bewusst zu werden und gegen diese anzukämpfen. Nicht zu kurz kommen dabei immer wieder eingestreute autobiographische Erzählungen, etwa über die eigene Depression, den Spagat zwischen Uni und Rap oder die Schwierigkeit, das Buch überhaupt zu verlegen. Und um es den ErbsenzählerInnen leicht zu machen: Fast 70.000 vulgärsprachliche Ausdrücke finden sich in *Bitchsm*, womit vor allem ein unerschöpfliches Repertoire vaginaler Wortspiele gemeint ist, die selbst die unaufgeschlossenste Leserin zum Schmunzeln bringen werden.

*Die Autorin Eva Grigori hat Gender Studies und Germanistik an den Unis Göttingen und Wien studiert.*

**Zweimal hingehört**

**MYKKI BLANCO**

**COSMIC ANGEL – THE ILLUMINATI PRINCE/SS**



**PHILIPP:** Eine der spannendsten Entdeckungen im zeitgenössischen HipHop konnte machen, wer im heurigen Spätsommer dem Vice-Aufruf zur Party in den Wiener Club U folgte. Zugegeben, auch mir sind Vice-Hypes zunächst unsympathisch. In diesem Fall war aber keineswegs Skepsis angebracht: Mykki Blanco ist die derzeitige Queen des gerade erfundenen Genres „Queer Rap“, eine Performancekünstlerin mit politischem Anspruch, eine Mischung aus „riot grrrl“ und „ghetto fabulousness“, wie sie sich selbst charakterisiert. „DJ, DJ, prime club minister, play my track cause the beat is sinister“, lautet die unmissverständliche Aufforderung

im Opener *HazeBoogie*, unterlegt mit treibendem Clubsound. Und der variiert ganz schön wild von Drum and Bass (*Squanto*) über Acid (*Virginia Beach*) bis zu reduzierten Spoken Word-Tracks. Das ist schön und macht sehr viel Spaß!

**KATI:** Endlich mal wieder richtig guter US-HipHop. Energetisch, experimentierfreudig, eingängig, teilweise clubtauglich. Und während sich sonst im HipHop oft das unlösbare Dilemma „Gute Musik – scheiß Inhalt“ auftut, zeigt der New Yorker Michael David Quattlebaum Jr. mit seinem Alter Ego Mykki Blanco der sexistischen, homophoben Mainstreamszenen den manikürten Mittelfinger. Er spielt mit Geschlechterrollen, ist abwechselnd Mann und Frau, rappt und performed als Drag Queen, bezieht sich auf die politische Theorie von bell hooks und zitiert in seinen Nummern Klassiker der Riot Grrrl-Bewegung wie X-Ray Spex. Die Figur Blanco ist dabei nicht nur Performance, sondern auch Teil des Auslebens der Transsexualität des Künstlers und Dichters. „Please take me home with you tonight“, singt er im letzten Track mit verzerrter Mädchenstimme. Tun wir.

**DIE HEITERKEIT**

**HERZ AUS GOLD**



**PHILIPP:** „Immer diese Widersprüche!“, skandierten *Die Goldenen Zitronen*. Bei *Die Heiterkeit* werden sie zelebriert: Als Bandlogo verwenden die drei Hamburger Musikerinnen einen gar nicht so heiteren „Smiley“ mit horizontalem Strich als Mund. Und heiter dreinschauen tun sie auch nicht wirklich auf ihren Bandfotos. Und so „neu und aufregend“, wie sie im ersten Song alles finden, ist die Musik auch nicht. Aber das macht nichts. Weil der Song so unaufgeregt klingt, dass die Selbstironie selbst auf den hintersten Rängen zu erkennen ist. Und Musikerinnen waren sie ja eigentlich auch keine, *Die Heiterkeit* gab es schon vor der Musik. Und wie ist jetzt die Musik?

Leicht zugänglicher, slogan-hafter Gitarrenpop, der sich ganz gut in den Musikkontext der ansässigen Szene einfügt.

**KATI:** Erinnern tun sie sofort an die schmerzlich vermissten Musikikonen des prekären Frauenlebens: *Lassie Singers! Britta! Die Braut haut ins Auge!* Hymnen an das Leben in der Bar gibt es allerdings von *Die Heiterkeit* nicht. Und auch wenn frau kurz an diverses besoffenes Aneinanderlehnen in schmutzigen Beisln zurückdenken muss, ist das Album dafür eigentlich zu sauber. Gemütlich schrammeln die drei Hamburgerinnen dahin und singen über Blumenpflücken am Kanal, Beziehungslangeweile und Geliebt-Werden. Mit ihrer selbstzufriedenen, komplett coolen, dezent zynischen Wurschtigkeit vermitteln sie so viel Lethargie, dass sie dabei insgesamt nur knapp an der Monotonie vorbeischrammen. Haut ruhig mal jemandem ins Auge! Trotzdem: schön.

*Die AutorInnen Philipp Lindner und Kati Hellwagner studieren Politikwissenschaft und Soziologie an der Uni Wien.*

# Ob-Sorge

Zuerst: Obsorge ist nicht Fürsorge. Um mit seinem Kind zu spielen, zu lernen und zum Zahnarzt zu gehen, um ihm vorzulesen, mit ihm zu lachen und sich seine Sorgen anzuhören, muss man nicht unbedingt obsorgeberechtigt sein. Obsorge heißt auch nicht, seine Kinder sehen zu dürfen. Der Kontakt zwischen Kindern und dem Elternteil, bei dem sie nicht leben, wird nämlich unabhängig von der Obsorge geregelt. Obsorge im juristischen Sinn bedeutet, ein Kind nicht nur pflegen und erziehen zu sollen, sondern auch, es gesetzlich zu vertreten und sein Vermögen zu verwalten. Wenn ein Elternteil um die gemeinsame Obsorge kämpft, dann kämpft er also nicht zuletzt darum, mitbestimmen zu dürfen. In welche Schule das Kind geht, zum Beispiel. Wieviel Taschengeld es kriegt. Ob es Sprachferien in Spanien machen darf. Was es nach der Schule studieren soll.

Foto: Inge Prader



Das ist per se nichts Verwerfliches. Man kann durchaus aus lauterem Interesse am Kind bei solchen Entscheidungen mitreden wollen. Allerdings kann das Mitredendürfen auch als reine Machtausübung verstanden und praktiziert werden. Die gemeinsame Obsorge schafft also noch keine harmonischen Verhältnisse. Wenn zwei bestimmen dürfen, dann können sie entweder kooperieren oder einander ständig in die Suppe spucken. Um Letzteres zu vermeiden, war sie bis jetzt nur in beiderseitigem Einverständnis möglich. Nun sieht die Familienrechtsreform vor, dass sie nach Scheidungen auch gegen den Willen eines Elternteils gerichtlich angeordnet werden kann. Und anders als bisher sollen uneheliche Väter ebenfalls

## Warum die Obsorge mehr ist als ein Sonntagnachmittagsbesuch. Ein Kommentar von Elfriede Hammerl.

das Recht haben, sie unabhängig von der Zustimmung der Mutter zu beantragen. Das Gericht entscheidet dann, ob dem Antrag stattgegeben wird. Bei vielen Frauen – persönlich betroffenen, aber auch solchen, die beruflich viel mit Konfliktfamilien und Scheidungsfolgen zu tun haben – stößt das auf Unbehagen. Sie argumentieren: Eltern, die miteinander auskommen, wurden schon bisher nicht am gemeinsamen Obsorgen gehindert. Ob jedoch in Streitfällen die gerichtlich verordnete Kooperation funktioniert, sei zu bezweifeln.

**FEMINISTISCHE ERRUNGENSCHAFTEN.** Um ihre Bedenken besser zu verstehen, empfiehlt sich ein Blick in die Vergangenheit, und zwar in eine, die noch gar nicht so lange zurückliegt. Bis ins Jahr 1978, als die letzte große Familienrechtsreform in Österreich abgeschlossen war, hatten allein die Väter in den Familien das Sagen. Die elterliche Aufgabenteilung sah so aus: der Mutter die Pflichten, dem Vater die Rechte. Mütter betreuten, Väter erzogen. Mütter mühten sich, Väter schafften an. Nur mit väterlicher Unterschrift bekamen Kinder einen Pass, einen Schulplatz, einen Lehrvertrag. Geschiedene Mütter durften die Kinder zwar versorgen, gesetzlich vertreten durften sie sie nicht. Uneheliche Kinder unterstanden einem Amtsvormund.

Das war eine für Mütter und auch für Kinder demütigende Situation. Die Väter trafen die Entscheidungen, von den Bedürfnissen der Kinder – deren Alltag ihnen fremd war – wussten sie oft nichts. Deswegen: große Erleichterung, als Mütter von Gesetzes wegen endlich gleichberechtigt wurden. Und große Erleichterung, weil geschiedene Mütter die alleinige Obsorge zugesprochen bekamen und nun nicht mehr für jeden Schmarren die gütige Erlaubnis des ehemals so genannten Familienoberhaupts einholen mussten. Die neue Gesetzeslage wird, so befürchten KritikerInnen, den Möchtegern-Patriarchen wieder Aufwind geben. Gerade bei strittigen Scheidungen kann davon ausgegangen werden, dass noch emotionale Rechnungen offen sind. Was, wenn die zwangsweise verordnete gemeinsame Obsorge dazu benützt wird, der Ex immer wieder einmal eins auszuwischen, ihre Entscheidungen zu torpedieren, ihr den Alltag mit den Kindern zu erschweren? Mutter meldet Kinder in einer bestimmten Schule an, Vater meldet sie ab. Mutter bucht Urlaubsreise mit den Kindern, Vater legt Veto ein. Mutter erlaubt, Vater verbietet. Mutter verbietet, Vater erlaubt. Und so weiter. Derlei Szenarien sind durchaus realistisch, schon jetzt werden ja Beziehungsaltlasten nicht selten auf dem Rücken der Kinder hin- und hergewälzt.

Okay, sagen wir es geschlechtsneutral: Die Person, bei der das Kind überwiegend lebt, läuft Gefahr, dass die Person, bei der das Kind nicht lebt, sich ständig einmisch, sei es aus Rechthaberei, als Rache für alte Kränkungen oder aus Ärger über Unterhaltsverpflichtungen. Auch Tauschangebote sind vorstellbar: Verzichtest du auf Unterhalt, lasse ich dir die Obsorge. Die Person, bei der das Kind überwiegend lebt, ist meistens die Mutter. Deshalb sind es Frauen, die eine Verschlechterung ihrer Situation befürchten, während Männer ins Treffen führen, ohne Obsorgeberechtigung wären umgekehrt sie dem guten Willen der Mütter ausgeliefert, Bittsteller, die nichts zu melden hätten im Leben ihrer Kinder.

**VERÄNDERUNG.** Das hat grundsätzlich etwas für sich. Neue Rollenbilder verlangen neue Einstellungen, wenn Väter sich engagieren sollen, dann müssen sie auch entsprechend mitreden dürfen. In der Praxis ist es freilich oft schwer, die ehrlich engagierten von denen zu unterscheiden, die Engagement mit Herrschsucht verwechseln und sich als Opfer sehen, weil sie nicht Täter sein dürfen. Häufig geht es auch ums Geld: Ist einer, der klagt, dass er zahlen muss, obwohl er nicht genug zu reden hat, wirklich an seinem Kind interessiert oder bloß daran, Einfluss zu kriegen für seinen Zaster?

Die Aufrichtigen von den Scheinheiligen, die Liebevollen von den Selbstsüchtigen, die Verantwortungsvollen von den Machtgeilen zu unterscheiden, das wird in Zukunft die Aufgabe der Gerichte sein. Sie können die gemeinsame Obsorge anordnen oder auch nicht. Sie können entsprechenden Anträgen stattgeben oder sie ablehnen. Für jeden Fall eine maßgeschneiderte Lösung verheißen uns die Ministerinnen Heinisch-Hosek und Karl bei der Präsentation ihres Reformpakets.

Klingt gut. Fragt sich nur, wie die Schneiderwerkstatt Justiz das schaffen wird. Schon jetzt leiden unsere Gerichte unter einem gravierenden Personalmangel. Und woher das juristische Personal die Kompetenz für seine Entscheidungen nehmen soll, ist auch nicht so ganz geklärt, zumal es keine Verpflichtung zu einer einschlägigen Aus- und Weiterbildung gibt. Ja, man wird PsychologInnen und PädagogInnen beiziehen, aber die Bewertung ihrer Expertisen liegt beim Richter oder der Richterin. Gerade die Familiengerichte sind indes nicht selten erste Durchgangsstation für junge Leute auf dem Weg zu vermeintlich höheren Weihen. Auf welchen Erfahrungen wird sich ihr Urteilsvermögen gründen?

*Elfriede Hammerl ist österreichische Journalistin und Schriftstellerin. Ihre letzten beiden Bücher sind „Kleingeldaffäre“ (Deuticke) und das Kinderbuch „Meine Schwester ist blöd“. Die Feministin war Mitinitiatorin des Frauenvolksbegehrens 1997 und kandidierte bei der Nationalratswahl 1999 für das Liberale Forum. Außerdem ist sie mit ihrer Kolumne der einzige verbliebene Grund, das Magazin profil noch aufzuschlagen.*



# Sehr erstaunt und verärgert

## Eine kritische Stellungnahme zur Covergeschichte in progress 05/12.

Als ich angefangen habe, mich mit der Geschichte der Wissenschaften in Österreich zu beschäftigen, konnte ich erkennen, welche große und verheerende Rolle der Antisemitismus an den österreichischen Hochschulen gespielt hat von dem Moment an, als Juden zum Studium und zur Lehre zugelassen wurden, schon lange bevor die antisemitische Hetze ein wichtiger Faktor im politischen Geschehen Österreichs wurde.

Ich habe es daher sehr gut gefunden, wie ich hörte, dass in einer Zeitschrift der *Österreichischen HochschülerInnen-schaft* ein Artikel erscheinen soll, der den Antisemitismus an den Hochschulen zum Thema hat. Ich habe mich auch bereit erklärt, ein Interview zu geben, wobei ich gleich sagte, dass ich persönlich bei meinem Studium der Chemie an der Universität Wien nach

dem Krieg, als ich von meiner Emigration in England zurückgekommen bin, keinerlei negative Erfahrungen gemacht habe. Ich habe das berichtet und in dem Interview auch darüber nachgedacht, wieso es beim Chemiestudium so war, obwohl meine Kollegen, mit denen ich im Labor zusammen war, in der Nazizeit in die Mittelschule gegangen sind, und überlegt, ob es damit zusammenhängt, dass sie als 16- oder 17-Jährige den Zusammenbruch des Nazisystems erlebt haben und oft noch zum Schluss eingesetzt wurden und vielleicht deshalb am Antisemitismus, der Grundthese des Nazismus, zu zweifeln begonnen haben.

Ich war sehr erstaunt und verärgert, als ich den Artikel mit dem Interview im Magazin der *Österreichischen HochschülerInnen-schaft* **progress** mit einem großen Bild von mir mit der reißerischen

Überschrift quer über das Bild AUF DER UNI VERPRÜGELT gesehen habe.

Im Text wurde der Inhalt des Interviews mit mir absolut korrekt wiedergegeben, aber der Leser konnte durch Bild und Überschrift den Eindruck gewinnen, dass ich mich als Opfer von Prügeleien dargestellt habe, was genau das Gegenteil von dem war, was ich gesagt habe.

Ich habe nie Publizistik studiert, aber ich nehme an, dass ein Student der Publizistik im ersten Semester lernt, welche Aussagekraft ein Bild und eine reißerische Überschrift haben und dass die Boulevardpresse diese zwei Elemente verwendet und der Text dann eine untergeordnete Rolle spielt. Für eine Zeitung, die man sich gratis nimmt, bevor man in die Straßenbahn oder die U-Bahn einsteigt und nach drei

bis vier Haltestellen wegwirft, ist das vielleicht eine geeignete Methode, ein Thema zu behandeln, aber ich hätte angenommen, dass in einem Magazin der ÖH ein Thema auf andere Weise behandelt wird und nicht wie in einer Boulevardzeitung.

Ich bitte Sie, diese kritische Stellungnahme zu veröffentlichen.

Wenn sich ein Magazin der ÖH mit dem Antisemitismus an den Hochschulen nach 1945 auseinandersetzt wäre es günstig zu untersuchen, ob es Unterschiede in den verschiedenen Fakultäten und Hochschulen gab und wie lange es gebraucht hat, bis sich ein anderer Geist durchgesetzt hat.

*Robert Rosner*

---

### Stellungnahme der Redaktion

#### ZU PROGRESS 05/12 „RASSENKUNDE AUF DER UNI“

Mit dieser Stellungnahme möchten wir als Redaktion auf die Gestaltung und Aufmachung des Covers der letzten **progress**-Ausgabe (05/12) eingehen, und auf die Kritik reagieren, die uns seitens des Zeitzeugen Robert Rosner sowie des Instituts für Zeitgeschichte erreichte.

Die letzte Coverstory beschäftigte sich mit der Rolle Österreichs Hochschulen im Nationalsozialismus. Uns oblag als Redaktion die Verantwortung für die bildliche Aufmachung des Artikels am Cover selbst und auf Seite vier. Diese gestaltete sich so, dass wir am Cover eine Protagonistin des Artikels und die Worte „Rassenkunde auf der Uni. Verfolgt und geächtet: Antisemitismus an Österreichs Hochschulen“ platzierten und dies ohne ausreichende Beachtung der stigmatisierend interpretierbaren Text-Bild-Sprache taten. Zu einem ähnlichen Problem kam es innen auf Seite vier, wo wir Robert Rosner, einem weiteren Interviewpartner, „Auf der Uni verprügelt“ zuschrieben, obwohl die Aussage von einem Historiker im Artikel getroffen wurde, und nicht von Herrn Rosner selbst.

Diese Aufmachung brachte uns herbe – und im Nachhinein verständliche – Kritik ein. Dafür möchten wir uns entschuldigen und verweisen auf obige Stellungnahme von Robert Rosner, der Teil des besagten Artikels mit Foto und dazu irreführender Überschrift ist, und für dessen Anmerkungen wir gerne das Wertvollste

einer Redaktion – Zeit und Platz im Magazin – zur Verfügung stellen. Wir sehen – leider viel zu spät erst im Nachhinein – absolut ein, dass die gestalterische Aufmachung des Artikels unsensibel und undurchdacht war. Im Nachhinein können wir uns nicht erklären, wie uns diese Unsensibilität passieren konnte – selbstverständlich legen wir insbesondere bei dem Thema Shoah und auch bei der Repräsentation von ZeitzeugInnen des NS großen Wert auf die Bild- und Wortwahl – insbesondere als Medium, das sich auch weiterhin als dem österreichischen Postnazismus und dessen medialem Ausdruck besonders kritisch gegenüber sieht. Wir haben den Text-Bild-Konnex nicht richtig bedacht, und in diesem Zusammenhang ist die Überschrift natürlich nicht angemessen. Wäre es möglich, die Überschrift noch einmal zu ändern, würden wir das tun – leider ist das im Printjournalismus nach Druck und Versand aber nie möglich.

*Flora Eder und Vanessa Gaigg  
Print-Redaktion progress*



# Help line

01/585 33 33

**Beratungszeiten:**

mo 15-18, mi 16-18, do 16-18

